FREAK GESCHICHTEN

für Kinder und Erwachsene

Ursula Eggli

Schneeweisschen ganz cool

oder

Frösche stressen

Das andere Märchen
erzählt von

Ursula Eggli

Illustrationen: Eva Styner
Layout: Regina Bischof Wittwer
1. Auflage 2004
RIURS Eigenverlag, Wangenstrasse 27, CH-3018 Bern
ISBN-Nr. 3-905490-01-8
Druck: Werkstätten für Behinderte, Krautheim/Jagst

Inhaltsverzeichnis:

Das Foto	10
Rosen	13
Tierliebe	16
Dornröschen	20
Frösche stressen	23
Grün	27
Klimaveränderung	30
Nerven	34
Ruckedigu, ruckedigu, Blut ist im Schuh	38
Seltsame Spuren	41
Sturm	46
Die Wahrheit über Schneeweisschen und Rosenrot	50
Die Wahrheit über Schneewittchen	58
Die Wahrheit über… Die Kleine Meerjungfrau	63
Der Froschkönig	66
Dornröschen	68
Hannchen und Gretel	70
Rotkäppchen	71
Rotstühlchen	72
Rumpelstilzchen	75

Haben Sie nicht auch schon gedacht, ach, diese Geschichte möchte ich jetzt verändern, verschönern, ausbauen oder ihr einen anderen Schluss geben? Manchmal entsteht der Wunsch aus der Erkenntnis, dass gewisse Themen nie vorkommen, oder wenn, dann nur als Metapher: Homosexualität zum Beispiel, oder Behinderung. Manchmal möchte man die Geschichten einfach ein bisschen zeitgemässer gestalten oder die eigene, dunkle Seite, zum Vorschein kommen lassen. Ich habe jedenfalls seit ich mich erinnere, mit grossem Vergnügen viele bestehende Geschichten umgekrempelt, die Bibel, bekannte Kinderromane, Märchen... Besonders Märchen. Auch die Märchen der Gebrüder Grimm. Märchen waren und sind immer ein Spiegel der Gesellschaft. Sie können andrerseits aber die Gesellschaft auch prägen und verändern. Darum sind sie, neben der Freude, die sie bereiten, ein wirksames politisches Werkzeug. Denken Sie nur an all die negativen Hexenbilder, die während der Hexenverfolgung Legitimation gaben, Frauen (und etwas weniger auch Männer) aufs grässlichste zu foltern und zu töten. Die Frauenbewegung hat das längst erkannt und auf Parallelen in der modernen

Zeit hingewiesen. Auch die Tiefenpsychologie hat Märchen entdeckt. Viele Therapeutinnen und Therapeuten arbeiten damit. Sogar in Boulevardzeitungen kann man Volksmärchen lesen. Da kommen sie oft in einem schrill farbigen Kleid daher und nennen sich Homestorys, Aufdeckungsjournalismus.
Doch genug theoretisiert. Märchen sollten ja vor allem Spass machen, sollten zum Schmunzeln anregen oder zum freudigen Schaudern. Im vorliegenden Büchlein habe ich einige meiner Märchenverfremdungen zusammen gefasst und ich hoffe, Sie haben Lust bekommen, nun selber auch Geschichten zu verändern.

Ursula Eggli

1999 war das UNO-Jahr des älteren Menschen. Kulturschaffende waren aufgefordert, für ein grosses Fest in Olten etwas zum Thema beizusteuern. Ich habe dafür Geschichten gemacht. Dabei ging ich von der Überlegung aus, dass «Alter» oft mit Märchen verbunden wird. Grossmütter und Grossväter erzählen Geschichten, die Volksmärchen der Gebrüder Grimm zum Beispiel. Und wenn das heute auch einem Klischee entspricht, dass es die älteren Leute sind, die Geschichten erzählen, so ist es uns doch eine beliebte Vorstellung. Darum habe ich auf der Strasse den Passanten folgende 3 Märchen vorgetragen und was lag näher, als auch die berühmten Märchengestalten älter werden zu lassen.

Das Foto

Witte versuchte mühsam, sich zu erheben. Die Gehhilfe rutschte immer wieder weg, und Witte plumpste auf den gepolsterten Korbstuhl zurück. «Verfluchte Prinzenkacke!», fluchte sie leise vor sich hin. Das Schimpfwort war eines der wenigen Andenken, das sie sich aus ihrer Heimat in die Fremde gerettet hatte. Damals hatte es schnell gehen müssen, als die Stiefmutter, die böse Königin, mit einer Gruppe bewaffneter alter Haudegen gegen sie vorgegangen war. Mitten ins heiterhelle, rosarote Glück hinein.
Das Glücksgefühl war Witte allerdings schnell vergangen, als sie sehen musste, wie feige ihr sauberer Prinzgemahl sich verhielt. Als die Unholde durchs Fenster einstiegen, verkroch er sich zitternd unters Himmelbett und überliess das Heldentum seiner jungen Frau.
Nun, die brenzlige Situation bot Witte keine grösseren Probleme. Als sie mit den sieben Kerlen zusammen wohnte, hatte sie gelernt, sich zu wehren. Doch den Prinzen liess sie unterm Bett, als sie vorsichtshalber kurz darauf floh.

«Prinzenkacke!» Endlich hatte es Witte geschafft und stand, wenn auch wackelig, auf den schmerzenden Füssen. Früher hatte sie so zarte Fesseln gehabt. Leichtfüssig war sie gesprungen, ohne zu überlegen. Und nun? Dick geschwollene Beine. Man sah im aufgedunsenen Gewebe nicht einmal mehr den Fussknöchel. Ach, den sah man ohnehin nicht in den unvorteilhaften Stütz-

strümpfen. Prinzenkacke! Feenbrunz!
Langsam schob Witte das Gehgestell durch den kleinen Raum im 6. Stock des städtischen Altersheims. Wenigstens ein Zimmer für sich allein. In der Pflegeabteilung gab es 4er-Zimmer. Ihre Hand mit den braunen Altersflecken zitterte. Sie war so stolz gewesen auf ihre makellose Haut. Weiss wie Schnee.
Ach Prinzenkacke, Prinzenkacke, Prinzenkacke!

Was war nur in sie gefahren, dass sie heute ständig an früher dachte? – Es war nicht schwierig gewesen, in der Schweiz Arbeit zu finden, erst als Putzfrau, dann als Serviertochter im «Leuen». Die Zeit der Hochkonjunktur. Da wurden billige Arbeitskräfte geschätzt. Aschenbrödel, die schon vor ihr eingewandert war, hatte ihr viele nützliche Tipps gegeben.

Endlich war Witte beim Schrank angelangt und betrachtete sich in der hohen Spiegeltür. Es war wie ein Zwang. Früher schon hatte sie in jeden Spiegel blicken müssen, der ihr am Wege hing, ein narzisstischer Drang, sich selber zu bewundern. Und jeder Spiegel hatte es ihr bestätigt: «Du bist schön, du bist schön.»
Aber dieser Spiegel log. Er zeigte eine zusammengekrümmte alte Frau, die sich mit dünnen Fingern an ein Gehwägelchen klammerte. Witte richtete sich auf und schrie: «Du lügst, verdammter prinzenkacke Spiegel. Du Spieglein an der Wand lügst.» Mit aller Kraft stiess sie das metallene Gestell gegen den Schrank, und der Spiegel zersplitterte krachend. Ein Foto, das dahinter verborgen gesteckt hatte, flatterte langsam zu Boden.

Unsäglicher Schmerz durchzuckte Wittes Leib. Eine Ader in ihrem Hirn schwoll an und platzte. Witte realisierte, dass sie stürzte.

Die Krankenpflegerin, die fünf Stunden später hereinkam, um ihr ihre Insulinspritze zu verpassen, konnte nur noch den Tod feststellen. Sie fand die alte Frau zusammengekrümmt inmitten der Scherben liegen. In der Abendsonne, die letzte Strahlen schräg durch das Fenster sandte, leuchteten sie in allen Farben auf.
Das ausländische Hilfsmädchen, ein sonderbar altmodisches Käppchen auf dem Kopf, das hinter der Pflegerin ins Zimmer gekommen war, blickte entsetzt auf das Schauspiel. Dort, wo die Scherben am hellsten funkelten, lag ein kleines Schwarzweiß-Foto. Sie hob es auf und warf unwillkürlich einen Blick darauf. Es zeigte eine Gruppe von Kerlen, kleine Kerle, wie sie in ihrer Heimat, dem fernen Grimmsland, lebten. Sieben kleine Kerle. Umringt von den Kerlen stand ein hübsches, junges Mädchen mit langen, schwarzen Haaren, schwarz wie Ebenholz, das selbstbewusst in die Kamera lächelte.

«So stehen Sie doch nicht rum, wie ein Stock. Helfen Sie mir, die Leiche hinauszuschaffen», schalt die Krankenpflegerin und warf ein Leintuch über den am Boden zusammengekrümmten Körper. Unbemerkt schob Rotkäppchen das Foto in ihre Schürzentasche und bückte sich nach den Beinen der Toten.

Rosen

Schneewitt rollte sich zum vornehm gedeckten Kaffeetisch. Fehlte nichts?
Hatte es noch von den Zuckerstücken in der fein ziselierten silbernen Dose?
Lagen die diversen Gäbelchen und Löffelchen am richtigen Platz? Waren vom prächtigen Blumenbouquet in der Kristallvase keine Blütenblätter aufs Damasttischtuch gefallen? Schön sah es aus, die Jasminzweige zu den roten Nelken und zart rosa Rosen ... Rosen? Halt! Rosen – in dem kunstvoll gebundenen Strauss steckten Rosen. Schneewitt's ohnehin blasses Gesicht wurde kreidebleich, und ihre Hände begannen zu zittern. Rosen! – Dass sie das übersehen hatte. Dornröschen würde einen hysterischen Anfall bekommen. Lieber keine Blumen als diese. Schneewitt zog die Vase an den Tischrand und versuchte, sie runterzuheben. Es gelang, sie auf den Knien zu balancieren, aber nun hatte sie keine Hand mehr frei, den Rollstuhl zu bedienen. Prinzenkacke! Wo nur Rotkäppchen blieb? Rotkäppchen war jünger als sie alle, und sie hatte versprochen, etwas früher zu kommen, um zu helfen. Schneewitt seufzte. Sie wurde einfach zu alt, um zu dem monatlichen Kaffee-Klatsch einzuladen. Sollten doch die andern mal...
Unter Aufbietung ihrer letzten Kraftreserven hob Schneewitt die Blumenvase wieder auf den Tisch, dabei verschüttete sie etwas Wasser.
Prinzenkacke, Prinzenkacke! Auf dem weissen Tischtuch bildeten sich unerfreuliche, bräunliche Flecken.

Sie musste die Rosen einzeln heraus ziehen. Die Blüten dufteten wunderbar und waren von einem bezaubernden Rosa. Aber sie steckten fest im Blumengebinde. Schneewitt nahm das goldene Nagelscherchen aus dem Beutel, der immer an ihrem Rollstuhl hing und begann vorsichtig, die einzelnen Blüten abzuschneiden. Sie hinterliessen Lücken in dem kunstvollen Gebilde, und Schneewitt legte die Rosenköpfe bedauernd in eine Schale. Bei der letzte Rose stach sie sich an einem verborgenen Dorn. Schneewitt schrie verärgert auf. Das Blut tropfte rot auf ihr glänzendes graues Seidenkleid und die bestickten Servietten. Nein, das nicht auch noch, Prinzenkacke nocheinmal!
Schneewitt wendete den Rollstuhl, um Pflaster und ein sauberes Tuch zum Putzen zu holen. Bei der hastigen Bewegung bemerkte sie nicht, dass sich ein Zipfel des Tischtuchs in den Speichen verfangen hatte. Erst das unheimliche Klirren hinter ihr liess sie entsetzt im Rollstuhl herumwirbeln. Welche Bescherung! Das wunderschöne antike Porzellan lag in Scherben. Aus der Kaffeekanne rannen braune Bäche über das zerknüllte Tischtuch. Rosenköpfe lagen überall verstreut. Als Rotkäppchen kurz darauf zur Tür herein kam, fand sie Schneewitt weinend und blutend in einem Trümmerhaufen vor. Chaos!

Rotkäppchen, nicht von adligem Geblüt wie ihre Freundinnen, war eine praktische Frau. Sie hatte gelernt, zuzupacken. Als Aschenbrödel und Rapunzel eine halbe Stunde später klingelten, sass Schneewitt in einem grünen Leinenkleid vor dem gedeckten Tisch und empfing

ihre Gäste mit der gewohnten Liebenswürdigkeit. «Ich dachte, wir machen heute zur Abwechslung mal einen bäurischen Vier-Uhr-Tee mit grobem Geschirr, Brot und Käse.»
«Wie originell», zwitscherten ihre Besucherinnen und bückten sich mühsam zum Begrüssungskuss.

Dornröschen kam später, ein zufriedenes Leuchten auf den runzligen Wangen. Sie überreichte Schneewitt einen riesigen Rosenstrauss. «Das ist das Ergebnis jahrelanger Therapiesitzungen», sagte sie stolz. «Mein Psychiater meinte, ich müsse mich nun endlich von meinem Trauma befreien und Rosen akzeptieren.»
Schneewitts Lächeln gefror.

Tierliebe

Alters-WGs sind eine Alternative zu Seniorenheimen oder der Einsamkeit beim Alleinwohnen. Alters-WGs sind in...», belehrte Contessa Snow-witte den jungen Journalisten und nahm sich eine neue Zigarette aus ihrem neon-grünen Zigarettenspender. «Geil!», sagte Frau Rotkäppchen, die mühsam auf den hohen Hocker an der Frühstücksbar kletterte. Das fragile Metallmöbel ächzte beängstigend unter ihrem Gewicht. Contessa Snow-witte und der Journalist blickten irritiert vom Kaffeetisch zu ihr hinüber. «Was, Geil?» Frau Rotkäppchen rutschte ihre gewaltigen Hinterbacken zurecht, so gut es eben ging und meinte schnippisch: «Alters-WGs sind geil, sagt man. Ihr seid einfach nicht mehr auf dem Laufenden, wie man heute redet. Geil, verstehst du? Hat was mit Sex zu tun. Sex! – War wohl ein Fremdwort für deinen Prinzen.»

«Ich weiss, was geil heisst», sagte Contessa Snow-witte würdevoll. «Aber ich habe nicht im Sinn, mich auf deine primitive Sprachebene herabzulassen.» Der Journalist hob beschwörend seine Hände: «Aber, meine Damen, ich bitte Sie.»

«Aber meine Damen, ich bitte Sie», äffte Frau Rotkäppchen ihn nach. «Die zwei mögen ja Damen sein, blaues Blut, hahaa, geiiil! Aber ich nicht. Ich stamme aus einer Förstersfamilie, meine Mutter musste arbeiten und ich lernte es auch. Und meine Grossmutter liess sich mit

einem Wolf ein, hahaa, das wollen Ihre Leserinnen wohl nicht hören, junger Mann. Aber ich könnte Ihnen Storys erzählen, da würden diese Paparazzis – wie hiessen sie doch nur? – die Gebrüder Grimm, blass werden vor Neid. Coole Sachen, sage ich Ihnen.» Contessa Snowwitte warf ihr einen giftigen Blick zu. «Auf diese ordinären Geschichten wäre ich nicht noch stolz.»

«Streitet ihr schon wieder, meine Lieben?», fragte eine zittrige Stimme. Die Gestalt, die eben mit einem Strauss Blumen in den welken Händen zur Türe herein kam, trug ein rosa Kleid mit weitschwingendem Rock, für das sie eindeutig zu alt war. Sie sah aus wie ein Greisenkind, das sich in eine Prinzessin verkleidet hat. Der Journalist blinzelte verwirrt. «Habe ich die Ehre, der berühmten Madame Dorn-Röschen zu begegnen?» Madame Dorn-Röschen lächelte geziert und klimperte mit den künstlichen Wimpern, was lächerlich aussah und von Frau Rotkäppchen auch gleich bissig kommentiert wurde: «Hast du dir wieder aus meinem Putzbesen Wimpern aufgeklebt, Rosa? Du würdest gescheiter den Besen zum Saubermachen benutzen. Dein Zimmer gleicht einem Schlampen-Puff.» Das geschminkte Gesicht der alten Diva verzog sich zu einer hässlichen Fratze: «Putz doch selber, dicke Sau!»

Marius Sutter lächelte unbehaglich. Das versprach eine schwierige Aufgabe zu werden. Zuerst hatte er sich ja geehrt gefühlt, die drei berühmten alten Frauen zu interviewen, deren Namen jeder kannte und von deren Leben doch niemand etwas wusste. Er war ehrgeizig, und dieser Report konnte den entscheidenden Durchbruch in seiner Karriere bedeuten. Kollegen, die schon vor

ihm versucht hatten, etwas über das Privatleben der drei Berühmtheiten zu erfahren, waren unerklärlicherweise spurlos verschwunden.
Marius Sutter räusperte sich und sah auf seine Notizen. «Sie haben sich also entschlossen, ihren Lebensabend gemeinsam zu verbringen? Wie kamen Sie dazu?» Frau Rotkäppchen lachte schrill, und Contessa Snow-witte sagte mit einem maliziösen Lächeln: «Wir haben ein gemeinsames Hobby.»
«Und das wäre?»
«Tierliebe!» Die Contessa stand auf und drückte mit einer hastigen Bewegung die Zigarette aus.
«Die lieben kleinen Schätzchen», wisperte Madame Dorn-Röschen und verdrehte entzückt die Augen. Frau Rotkäppchen liess sich abrupt vom Hocker fallen und packte den Journalisten grob am Arm: «Kommen Sie, ich zeige es Ihnen!» Trotz ihres Umfangs bewegte sie sich wendig. Marius Sutter wollte sich aus dem festen Griff lösen, aber sie war überraschend kräftig, und von hinten schob ihn die zitternde Kralle von Madame Dorn-Röschen. « Sie süsses Prinzchen, Sie», flüsterte sie ihm mit feuchter Aussprache ins Ohr. Contessa Snow-Witte war durch einen mit Möbeln vollgestopften düsteren Salon voraus gegangen und öffnete nun die Türe zu einem Wintergarten. Augenblicklich waren sie umgeben von lautem Gequake. «Quak, Quak», machte ein grüner Frosch und sprang dem Journalisten auf den blank geputzten linken Schuh.
Angewidert sprang dieser zurück und registrierte dabei die seltsame Einrichtung des Wintergartens. Zwischen wuchernden Grünpflanzen war eine seltsa-

me Kinderspielwelt aufgebaut – golden schimmernde Märchenschlösser mit kleinen Teichen, metallisch blitzende Bungalows mit winzigen Swimmingpools. Das Seltsamste aber waren die Kröten und Frösche, die aus den Türchen und Törchen und über die Treppchen und Strässchen auf ihn zu hüpften, watschelten und krochen. «Nun ja, ganz niedlich», stotterte der Journalist Marius Sutter und ergriff die Flucht.

Doch dafür war es schon zu spät. Die kleinen Amphibien hatten ihn erreicht und bildeten einen Kreis um ihn. Ihr Quaken war zu einem unerträglichen Lärm angestiegen. Und entsetzt sah der junge Mann, dass die drei alten Damen ihren Mund zum Küssen gespitzt hatten.

Die nachfolgenden Geschichten sind alle als Auftragsarbeiten entstanden und zwar bekam ich ein Thema geliefert und musste, oder durfte, dazu etwas machen. Unter dem Titel «Das andere Märchen « wurden sie in der Zeitschrift «Sprechstunde» abgedruckt. Habe ich ein Thema, fällt es mir leichter zu schreiben. Gewisse Grenzen fördern meine Kreativität, öffnen die Türen zum Land der Fantasie. Beim ersten Märchen «Dornröschen», war die Vorgabe «Schlaf». Beim zweiten «Stress». Im Weiteren entsprechen die meisten Titel der Vorgabe. Machen Sie sich doch ein Spiel daraus, zu überlegen, welches Märchen Sie zu dem jeweiligen Thema wählen würden, bevor Sie es lesen.

Dornröschen

Der Prinz beugte sich über sie. Wunderbar blaue Augen strahlten, dann spürte sie seinen Kuss auf den Lippen…
Und erwachte.
Verwirrt sah Röschen sich um. Sie hatte ungewöhnlich tief geschlafen. Und lange. Wie lange? Vage erinnerte sich Röschen an einen Stich. Von ihrer Spindel oder der Spritze eines Arztes? Ach, sie erinnerte sich nicht. Es schien 100 Jahre her zu sein.
Kopfschüttelnd stand Röschen auf und stieg schlafbenommen viele Treppen hinunter. Rund um das Schloss wuchsen Rosen. Rosen, Rosen, Rosen. Rosen und Unkraut.

Als Röschen auf die Strasse hinaus trat, war der Boden mit einem grauen Belag bedeckt. Unangenehm hart unter den zarten Sohlen ihrer Seidenschühchen. Hässliche farbige Blechkutschen sausten vorüber. Unglaublich schnell. Angetrieben von Zauberkraft. Keine Pferde die zogen. Zögernd versuchte Röschen, die Strasse zu überqueren und eine Kutsche stoppte mit misstönendem Quietschen die rasende Fahrt.
«Können sie nicht aufpassen», schrie ein Kutscher in ordinärem Ton und andere zeigten böse sich selber an die Stirne. Röschen rannte los. Rannte, keuchte. Wo fand sie ein Versteck? Statt der kleinen Fachwerkhäuser gab es hier nur noch hohe, hässliche Gebäude und hinter ihnen schoben sich graue Kästen in den Himmel, so hoch, dass sie nicht von Menschenhand stammen konnten. Röschen erblickte im Spiegel eines grossen Fensters das gehetzte Gesicht einer jungen Frau. War sie das? Verstört rannte sie weiter. Menschen, viele, viele Menschen waren unterwegs. Es musste eine Volkszählung oder ein Jahrmarkt stattfinden. Sie stiessen sie an, schubsten, schimpften. Endlich fand Röschen eine gemütliche Kneipe. Sie setzte sich in der dunkelsten Ecke an einen kleinen Tisch und sah sich um. Leute in sonderbarer Bekleidung hockten an den Tischen und unterhielten sich in einem Dialekt, der Röschen wie eine Fremdsprache vorkam. «So, wird's bald!» drang eine grobe Stimme in ihre Überlegungen. Ein junger Knecht stand vor ihrem Tisch und klopfte ungeduldig mit einem Griffel auf die Tischplatte.
«Was wollen Er?» fragte Röschen, um Haltung bemüht.

«Ich möchte wissen, was Sie bestellen», sagte der Knecht, und auf ihren fragenden Gesichtsausdruck: «Essen, Trinken?»
«Eine süsse Milch!» befahl Röschen, so hochmütig sie konnte. Und wenig später stellte er ein Glas Milch vor sie hin und ein Schälchen mit kleinen, eingepackten Zuckerstückchen. Hoch oben hing ein Kasten aus dem ein Mann genau auf sie blickte. Er glich dem Prinzen in ihrem Traum. Doch seltsam, der Prinz hatte keinen Körper. Ein Körper hätte unmöglich Platz gefunden in der Kiste.
«Wie pflegen Sie ihre Zähne?» fragte der Prinz, und Röschen senkte verwirrt die Lider. Was für eine ungehörige Frage. Empört wollte sie die Kneipe verlassen, aber der Diener hielt sie am Ärmel zurück. «Und wie stets mit bezahlen? Zechprellerei gibt's hier nicht.»
«Was wagt Er, mich anzufassen, ein gemeiner Knecht wie Er», schrie Röschen und schlug ihm ihren goldenen Handarbeitsbeutel über den Kopf. «Lassen Er mich los!»
«Die ist ja irre», flüsterte der Mensch, «gehen Sie in die Spinnwinde zurück.» Aber Röschen war schon in der Dunkelheit verschwunden.

Aufgelöst stürmte eine junge Frau die Treppe hoch, rannte durch die elegante Eingangshalle und zupfte einem älteren, vornehmen Herrn im weissen Kittel am Ärmel: «Geben sie mir wieder eine Spritze. Ich muss die Schlaftherapie weiter führen. Es hat noch nichts genützt.»

Frösche stressen

Ach ja, eigentlich hatte sie schon immer einen Hang zum Mystischen gehabt; Märchen, Träume, Tarottkarten. Sie gebrauchte dies alles als Lebenshilfe und hatte sich auch eine Therapeutin ausgewählt, die mit Hilfe von Märchen das Unterbewusstsein erforschte. Nie versäumte sie, anfangs Woche das Horoskop zu lesen, und riet dieses zur Vorsicht, getraute sie sich kaum aus dem Haus. Sie kleidete sich in unmoderne, wallende Hippiröcke und trug das Haar offen in langen Locken. Nur ihr Lieblingswort, das sie ständig, bei passenden und unpassenden Gelegenheiten in ihre Rede flocht, mutete seltsam unpassend und modern an: Stress. Alles war Stress, wenn sie träumte und wenn sie nicht träumte, wenn die Sonne schien (dieses helle Licht stresst mich) und wenn sie nicht schien (was habe ich Stress, wenn die liebe Sonne nicht da ist), wenn Saturn im Mars stand, oder die Venus zu sehr leuchtete.

«Woran möchten Sie denn heute arbeiten, Prinzes?» fragte die Therapeutin und faltete die Hände über dem grossen Märchenbuch wie über einer Bibel.
«Ach, es stresst mich, dass es nie mit einem Mann klappt. Bald bin ich vierzig, und ich möchte endlich einen Freund haben, der mich liebt und verehrt. Alle, denen ich bisher begegnete, wollten nur das eine.»
«Ihre Jungfräulichkeit?» fragte die Therapeutin begierig.
«Nein, mein Bankkonto», sagte Prinzes Rotenbühler

spitz, «Sie wissen ja, ich verdiene als Chefsekretärin nicht schlecht.»
«Ach so, wie sie meinen.»
Die Therapeutin begann zu murmeln und lehnte sich zurück. Mit geschlossenen Augen liess sie die Seiten durch die Finger gleiten. Plötzlich seufzte sie und hielt inne. Sie streckte Prinzes das Buch entgegen und stand auf. «Hier, lassen Sie sich von diesem Märchen leiten. Die Sitzung ist beendet. Bezahlen Sie beim Hinausgehen meiner Empfangsdame.»

«Der Froschkönig», las Prinzes zu Hause beim Licht einiger Kerzen, Rauchstäbchenduftumhüllt. Mit dem Zeigefinger fuhr sie langsam den Zeilen entlang. «...aber die jüngste Königstochter war so schön, dass selbst die Sonne nie etwas Schöneres gesehen hatte.» Nun ja, das war ja wohl etwas übertrieben, aber schliesslich sprachen die Märchen die Symbolsprache. Sicherlich meinten sie dies als Metapher für innere Schönheit.
«...die Königstochter spielte mit dem goldenen Ball. Da fiel er ihr in den tiefen Brunnen», hiess es in der Geschichte.
Einen goldenen Ball besass Prinzes nicht. Gestresst warf sie das Buch auf den gläsernen Couchtisch. Aber ja doch, im Spielzeugladen um die Ecke hatten sie Bälle in jeder Grösse und Farbe. Ein kleiner, goldener, mit Micky Maus Aufdruck musste für ihre Zwecke genügen. Einen Brunnen gab es im nahe gelegenen Park, und damit das dämliche Ballspiel sie nicht zu sehr stresste, klemmte sie das Notebook unter den Arm. Sollte ihr jemand begegnen, der sie kannte, konnte sie

immer noch vorgeben, zu arbeiten. Der Brunnen im Park schoss rhythmische Fontänen gegen den grauen Himmel. Nicht ganz wie in der Geschichte. Aber man darf diese Märchen nicht so wörtlich nehmen, hatte die Therapeutin immer wieder betont. Der goldene Ball musste jedenfalls in den Brunnen. Prinzes Rotenbühler setzte sich auf die Bank daneben, breitete malerisch ihre Röcke aus und warf spielerisch den Ball in das Becken. Nichts geschah. Der Ball tanzte auf dem Wasser. Jetzt musste der Prinz, von einer bösen Hexe in einen hässlichen Frosch verwandelt, kommen und ihr den Ball bringen. Der kleine Ball drehte Kreise. Als nach einer halben Stunde noch immer nichts geschah, klappte sie das Notebook auf und begann das Protokoll der letzten Verwaltungsratssitzung zu tippen.

«Cooles Teil haben Sie hier», sagte eine quäkende Stimme neben ihr. Erfreut blickte Prinzes auf, endlich der Frosch, der Prinz. Der Mann, der sich neben ihr auf die Bank geflegelt hatte und distanzlos ihr Notebook begutachtete, war nicht eigentlich hässlich, eher zum Schreien unscheinbar, gewöhnlich. Konnte er der Prinz sein, oder war er nur ein gewöhnlicher Passant? Seine Stimme tönte eindeutig froschig. Wieder überschwemmten Prinzes die Stressgefühle. War er es oder war er es nicht?

«Mir ist der goldene Ball in den Brunnen gefallen», sagte sie versuchsweise. Der Mann kicherte und hüpfte um sie herum.

«Lassen Sie ihn drin. Für so ein doofes Bällchen würde ich mir nicht mal den kleinen Finger nass machen. Gehen wir doch zusammen ein Bier trinken und Sie zeigen mir Ihr Notebook.»

Es kam, wie es kommen musste; er ass aus ihrem Tellerchen und schlief in ihrem Bettchen, obwohl es sie grauste, ganz wie im Märchen. Tapfer überwand sie ihren Ekel. Nach der Hochzeitsnacht sollte er sich endlich in den Prinzen verwandeln. Da Prinzes ihn nicht, wie im Märchen, gegen eine Wand schleudern konnte, stiess sie ihn die Treppe runter. «Oh weh, oh weh», schrie er bei dem bösen Sturz. Dann rappelt er sich stöhnend auf. «Jetzt hast du aber Glück gehabt, Schatz, dass ich mir nicht das Genick gebrochen habe.» Fassungslos blickte sie ihm ins langweilige, dumme Gesicht. «Ja aber... du siehst ja noch gleich aus wie vorher.»
«Ja, wie soll ich denn sonst aussehen?»
Resigniert half Prinzes ihm die Treppe wieder hinauf und holte das Verbandzeug.
Glauben Sie nie den alten Märchen und nur mit Vorbehalt Ihrer Therapeutin. Ein Frosch bleibt ein Frosch, auch wenn sie ihn gegen eine Wand schmettern. Und die Stressgefühle wurde Prinzes Rotenbühler ein Leben lang nicht los. Nun ja, nun ja.

Grün

Als ich Rosa kennen lernte, trug sie mit Vorliebe rot. Rot herrschte vor, hauptsächlich in ihren Kopfbedeckungen, die zu ihrem Outfit unbedingt gehörten. Mützen, Kapuzen, Hütchen – stets trug sie etwas auf dem Kopf. Freunde nannten sie darum neckend nach einem uralten Märchen «Rotkäppchen». Rosa war damals ja auch mit einem Wolf zusammen, also, Wolfgang hiess er, ein Deutscher mit einem wölfischen Grinsen auf den roten Lippen. Der Typ hat mir nie gefallen, Rot finde ich zu agressiv. Ich war darum erleichtert, als sich Wolfgang eine Jüngere anlachte. Doch Rosas Nächster war ebenfalls zum Davonlaufen, «König Blaubart», ein übler Geselle. Nur die Farbe gefiel mir besser, Blau. Rosa wechselte ihre Garderobe beinahe über Nacht. Blau trug sie nun, hellblau, dunkelblau, himmelblau, blaue Hütchen, blaue Kapuzen, blaue Mützen... ach, Sie wissen schon.

Als sie mit dem «tapferen Schneiderlein» zusammen war (ein Berufsbetrüger, wenn Sie mich fragen), trug sie gelb, eine Farbe, die ihr überhaupt nicht stand. Gelb! Ich bitte Sie. Nicht umsonst ordnet man Gelb der Falschheit zu. Auch diese Episode ging bald vorüber. Es folgte die Lila-Phase, (da schäkerte Rosa verliebt mit einem dicken «Schweinchen»). Lila war nach einem Jahr passé. Und als Rosa für kurze Zeit mit dem dummen «Hans im Glück» zusammen war, kaufte er ihr ein Hütchen und Mantel in Braun. Zu mehr hat es wohl nicht gereicht. Hans im Glück wusste nicht mit Geld umzugehen. Zwi-

schendurch versuchte es Rosa mit Frauenbeziehungen, trug bei Schneewittchen nur Weiss und bei Rosenrot nur... nun, Sie können es sich ja denken.
Frauenbeziehungen waren wohl auch nicht ganz das richtige für Rosa. Eine Zeit lang trug sie dann kaum Kopfbedeckungen und zog sich auch ziemlich von der Welt zurück. Wir machten uns Sorgen um sie und luden sie öfters ein, etwas zu unternehmen. Doch sie redete sich immer wieder heraus: «Ich habe nichts anzuziehen.»

In den letzten Wochen ist nun plötzlich eine Veränderung mit Rosa vorgegangen. Sie ist merklich aufgeblüht und gibt sich schick und modisch gewagt in ihrer Kleidung. Mal sah ich sie in einem tannengrünen Kapuzenmantel, mal mit einem giftgrünen riesigen Hut. Mal trug sie ein grün gesprenkeltes Mützchen, mal ein maigrünes Stirnband mit Schal. Grün, Grün. Bedeutet sonst Hoffnung. Aber bei Rosa? Böses schwante mir, als ich sie kürzlich besuchte und vor mir ein quakender Frosch über den Weg hüpfte. «Küsse mich, ich bin ein verzauberter Prinz!» quakte er. Göttin! hat sich Rosa nun einem Frosch verschrieben? Wenn sie ihn küsst, verwandelt er sich in einen Prinzen. Ich kenne die Sorte, Muttersöhnchen, verwöhnt, verhätschelt, unemanzipiert. Sie wird ihm die Sportschuhe putzen und das Bier kalt stellen. Als mich Rosa in einem grasgrünen Käppchen begrüsste, konnte ich nur noch seufzen.

Aber ich habe Rosa wohl doch unterschätzt. Gestern nach der Arbeit habe ich mich wieder mal vor den TV

gesetzt und ein bisschen rum gezappt. Bei so einer seichten Unterhaltungsserie «lets talk about» erschien plötzlich Rosa. Ich habe sie erst fast nicht erkannt. Sie trug violette Strumpfhosen zu einem langen gelben T-Shirt und darüber eine regenbogenfarbene Weste. Unter dem Klatschen der Zuschauer trug sie ein grosses Glas ins Studio, in dem es grün schimmerte. Vorsichtig stellte sie es vor den Showmaster auf die Theke . «Küsse mich, küsse mich!» tönte es aus dem Glas. Die Kamera machte einen Schwenk über die gebannt blickenden Zuschauer und landete wieder beim Showmaster. «Nun», forderte er sie mit einem süffisanten Lächeln auf: «Küssen Sie ihn?»

Rosa schüttelte mit einer Grimasse den Kopf.

«Warum denn nicht?»

«Ach nein. Er könnte sich in einen Prinzen verwandeln. Prinzen gibt es jede Menge auf dieser Welt. Aber haben Sie schon mal einen sprechenden Frosch gesehen?»

Klimaveränderung

Knallblauer Himmel über dem blendend weissen Ferienpalast, Palmen wiegen sich im Wind, gedämpft das Rauschen des Meeres. Madame H. stellt vorsichtig ihr Glas mit dem Cocktail, der in der Sonne in verschiedenen Orange-Gelb-Tönen leuchtet, auf das verschnörkelte Beistelltischchen. Versonnen knabbert sie an einer kandierten Kirsche und spuckt dann den Stein auf den Marmorboden. Einige Kerne sind schon dort gelandet und in dem Keramikschälchen neben dem Getränk mit dem verheissungsvollen Namen «Südseeträume» liegen nur noch wenige der verlockenden, runden Süssigkeiten.
Madame H. betrachtet wohlgefällig ihre Arme. Braun! Auch ihre Beine, das Décolleté, braun, braun. Ein sanftes Kastanienbraun. Das ist das erste Mal in ihrem Leben, dass ihre Haut braun ist. Die ganzen Jahre war sie stets winterblass gewesen, schneeige Haut. Graublaues Kleid, weisse Haube, so hatte man sie gekannt, so war das Bild, das sich jedes Kind von ihr machte.

Das ist vorbei, sie hat sich verändert. Die Haare sind in einem vornehmen Silberton gefärbt, die leider etwas füllig gewordene Figur stützt ein teures Designerbadekleid. Ihre Augen sind hinter einer trendigen Sonnenbrille verborgen, schimmernde Perlen schmücken Arme Hals und Ohren. Madame H. lacht laut auf. Nein, so wie sie jetzt aussieht, wird sie niemand mehr erkennen.
Aus einer der Hollywoodschaukeln, die malerisch unter den Palmen gruppiert sind, erhebt sich eine attrakti-

ve, etwas mollige Blondine, rafft nervös einen Stapel Hefte und Zeitungen zusammen und schreitet über den weichen Rasen auf Madame H. zu, gefolgt von bewundernden Männerblicken. Madame H. lächelt stolz. Auch Marie ist nicht mehr wiederzuerkennen. Immer noch etwas bieder, die junge Dame, aber Goldmarie hat die Golddukaten von damals an ein Museum verscherbelt und sich aus dem Erlös einen teuren Frisör und einen Schrank voller Modellkleider geleistet. Doch das ganz grosse Geld hatte Pechmarie gemacht. Das Hotel hier und der Mercedes mit Privatchauffeur kostet eine ganze Stange Dollars. Pechmarie hat sie beide eingeladen. Zufrieden räkelt sich Madame H. auf der bequemen Liege, hebt die Hand über die Augen und blickt zum Swimmingpool hinüber. Pechmarie steigt gerade graziös aus dem türkisblauen Wasser, hinter ihr drei eifrige junge Männer. Pechmarie schüttelt ihre blauschwarze Mähne, dass die Tropfen stieben und bedeutet den drei Verehrern mit einer arroganten Handbewegung, zu verschwinden. Madame H. kichert amüsiert. Ja ja, Pechmarie nimmt sich, worauf sie Lust hat, und alles andere schiebt sie zur Seite. Die Pechpfütze, in die sie vor vielen Jahren getreten war, hat sich als reichhaltiges Ölvorkommen erwiesen, und Pechmarie, faul und schlampig wie sie ist, hat schnell gemerkt, wie sie daraus Profit schlagen kann. In kurzer Zeit hat sie sich zu einer cleveren Geschäftsfrau entwickelt.

Goldmarie ist unterdessen bei Madame H. angelangt und streckt ihr die aufgeschlagene Zeitung entgegen. «Da, sehen Sie, was Sie durch Ihr Weggehen angerichtet

haben», sagt sie vorwurfsvoll.
«Unser Weggehen», betont Madame H., setzt die dunkle Brille ab und hält sich das Zeitungsblatt vor die kurzsichtigen Augen. BERGBAHNEN STEHEN VOR KONKURS! KEIN SCHNEE DIESES JAHR, steht in grossen Lettern über einem Artikel. KATASTROPHALE KLIMAVERÄNDERUNGEN über einem Andern. Ein Foto zeigt ein paar Kinder, die traurig mit ihrem Schlitten auf einer Wiese stehen. Pechmarie ist nun ebenfalls zu den beiden Frauen getreten und zündet sich eine Zigarette an. «Lassen Sie sich von Goldmarie kein schlechtes Gewissen einreden. Die Menschen hätten sich eben etwas mehr um Sie bemühen sollen. Selber Schuld!»
«Sie haben eben nicht mehr an mich geglaubt», sagt Madame H. leise.

Als ein grosser, runder Mond über den schlanken Palmen aufsteigt, sitzen die drei Frauen an einem runden Tischchen auf der mit farbigen Lämpchen erleuchteten Terrasse und essen sich durch ein köstliches Mehrgangmenü. «Eigentlich würde ich ganz gern wieder mal Kissen schütteln», sagt Frau Holle, die sich hier Madame H. nennen lässt, nachdenklich und stochert in einem Crevettencocktail. «So richtig schütteln, schütteln, dass die Flocken stieben.» Pechmarie blickt von ihrem Teller auf. Ihre schönen, dunklen Augen blitzen übermütig. «Warum denn nicht?», fragt sie «das gäbe doch einen tollen Spass.» Goldmarie macht eine abwehrende Bewegung, doch Frau Holle ist schon kichernd aufgestanden. «Richtig, warum denn nicht. Los Mädels, sammelt alle

Kissen zusammen, dazu Pfulmen und Decken! Heute Nacht wird geschüttelt.»

Am nächsten Morgen sind Hotel, Palmenstrand, Sportplätze und Spazierpromenaden von einer dicken Schneeschicht bedeckt.

Immer wieder ist mir aufgefallen, dass all diese Geschichten sehr böse geraten. Dabei bin ich doch eigentlich eher gutmütig veranlagt. Bei «Nerven» habe ich mich sehr darum bemüht, endlich eine positive Version zu kreieren.

Nerven

Die zwei alten Schwestern kannte man im Dorf. Schneeweisschen und Rosenrot nannte man sie, wenn man über sie redete. Beide waren verheiratet gewesen, mit einem Prinzen die eine, mit einem Bären von Mann die andere, munkelte man im Dorf. Als Witwen waren sie wieder zurückgekehrt und hatten das alte Elternhäuschen am Waldrand bezogen. Wunderbare Rosenbäumchen wuchsen im Garten, rosenrote und weisse. Rosenrot sah aus wie ein Rosenapfel, mit einer gesunden Gesichtsfarbe und Wangen, die rosig glühten. Sie galt als dick und gemütlich und trug, trotz ihrer Rundungen, ganz gerne mal pink oder rosa. Ganz anders Schneeweisschen. Ihr Gesicht war bleich und streng, und auch ihre Kleider wirkten irgendwie farblos. Schneeweisschen hatte es mit den Nerven. Kläffte ein Hund in der Nachbarschaft, kriegte sie einen hysterischen Anfall. Wenn Kinder lärmten, drückte sie wimmernd die Hände auf die Ohren. Düste ein Flugzeug übers Haus, lag sie zitternd in ihrem Schaukelstuhl und kackte gar eine Katze in den Garten, konnte sie sich stundenlang nicht mehr erholen. Schneeweisschen verlor die Nerven beim geringfügigsten

Anlass. Wenn der Postbote fünf Minuten zu spät kam, wenn im Fernseher der Nachrichtensprecher langweilig aussah, wenn sich Raupen an ihre Rosen wagten… Sie war wirklich eine arme Seele. Schneeweisschen konnte ja nichts dafür, dass sie bei jeder Begebenheit die Nerven verlor. Anfangs hatten die Leute im Dorf Verständnis für ihr Leiden, aber mit der Zeit begann man sie zu meiden. Die Kinder machten einen Bogen um sie, die Katzen kackten anderswo. Rosenrot machte sich grosse Sorgen um Schneeweisschen. Sie liebte ihre Schwester und hätte gerne geholfen.

Eines Tages, als Schneeweisschen besonders schlimm ausgerastet war, sah Rosenrot plötzlich zarte, glänzende Fäden am Boden liegen. Sie bemerkte sie nur, weil in diesem Moment die Sonne schräg durchs Fenster schien. Schneeweisschens Nerven, die sie verloren hatte. Vorsichtig hob Rosenrot sie auf und verwahrte sie in einem goldenen Kästchen. Seitdem achtete Rosenrot darauf. Jedes Mal, wenn Schneeweisschen die Nerven verlor, ging Rosenrot hinter ihr her und sammelte die beinahe unsichtbaren Fäden ein.

Schneeweisschens 70ster Geburtstag nahte. «Ach, ich habe Angst davor», jammerte Schneeweisschen. «Die Verwandten werden Geschenke bringen, die Nachbarn kommen zu Besuch und wollen Kaffee, und die Dorfkapelle spielt. Ich weiss nicht, ob meine Nerven das aushalten.» Rosenrot tätschelte beruhigend Schneeweisschens Schultern: «Wir werden schon eine Lösung finden.» In den nächsten Wochen verschwand Rosenrot oft stun-

denlang in ihrem Zimmer, während Schneeweisschen weiter Nerven verlor.
Der Geburtstag war gekommen. Schneeweisschen war schon am Morgen in Tränen aufgelöst, weil sich aus ihrem grauen Haarknoten eine Strähne gelöst hatte und sie auf der weissen Tischdecke kleine Flecken entdeckte. Rosenrot gab ihr einen Kuss auf die blassen Backen: «Happy Birthday liebe Schwester. Komm schau Dir dein Geschenk an.» Auf Rosenrots rosa Patchworkdecke lag ein zartes, glänzendes, beinahe durchsichtiges Gebilde. «Ich habe dir aus deinen Nerven ein Nervenkostüm gewebt. Zieh es doch gleich mal an.»

Die Nachbarn staunten nicht schlecht, als sie später eine zufrieden lächelnde Jubilarin antrafen. Schneeweisschen verzog keine Miene, als ein kleines Mädchen braunen Kakao auf der weissen Tischdecke verschüttete. Und sie klatschte in die Hände, als der Dorfmusik beim «Hab oft im Kreise der Lieben» drei Töne daneben gingen. Schneeweisschen war den ganzen Tag liebenswürdig und freundlich und sogar als der alte Förster, der dem süssen Wein wohl etwas zu häufig zugesprochen hatte, hinter die Rosenbäumchen kotzte, behielt sie ihre Nerven. «Siehst du», lächelte Rosenrot, «es hat genützt. Du wirst jetzt keine Nerven mehr verlieren. Und wenn doch, webe ich sie einfach wieder ein.»

Ruckedigu, ruckedigu, Blut ist im Schuh

Mühsam humpelte Renate zum Fenster. Graue Regenspritzer schlugen gegen die Scheiben, rannen in schmutzigen Streifen hinunter und verdüsterten den Ausblick. Bei diesem Wetter waren die Schmerzen in den Füssen nicht auszuhalten. Wie mit bohrenden Messern zuckte es in ihrer Verse. Grauenhaft!
Renate riss das Fenster auf, ergriff ein kleines Kindergewehr, das auf dem Sims lag und schoss damit geübt auf ein paar Tauben, die sich unter dem Dach des Nebengebäudes auf einer Stange zusammendrängten. Die Vögel stoben empört kreischend auseinander. Renate warf knallend das Fenster zu. «Scheiss Tauben, scheiss Wetter. Diese Biester versauen die ganzen Wände, und solches Wetter ist nicht zum Aushalten. Es ist zum Die-Wände-Raufrennen, zum... »
«Ach, sei doch still», keifte Margarete, die mit hoch gelagerten Füssen in einem bequemen Lehnstuhl sass und einen billigen Liebesroman las. «Wenn man dich so hört, vergeht einem der letzte Funken Lebensfreude. Dein Leichenbitter-Gesicht ist nicht auszuhalten. Du würdest gescheiter mal... »
Renate drehte sich erbost auf dem Absatz, was sie besser unterlassen hätte. Das brennende Messer bohrte sich mit neuer Intensität in ihre Versen. Stöhnend liess sie sich auf den nächsten Stuhl fallen, zog die unförmigen Hausschuhe aus und rieb ihre dick geschwollenen Füs-

se. «Meinst du, deine Leidensmiene sei angenehmer anzusehen?» stichelte sie und warf ihrer Schwester einen gehässigen Blick zu. «Du glaubst wohl, du seist die schöne tapfere Dulderin. Ach, ach!»
«Streitet euch nicht, Töchterchen», rief die Mutter aus ihrer Ecke. «Wir wissen ja, wer Schuld trägt an eurem Leiden. Hätte ich damals dieses unmögliche Mädchen nicht in mein Haus genommen, wäre es nie soweit gekommen. Aber ich bin ja eine gute Seele.»
«Ach, sei doch still, Mami, dein Gejammer macht es auch nicht besser», schrie Renate, und: «kümmere dich um deine eigenen Angelegenheiten», Margarete. Dann wandten sich beide ihren schmerzenden Füssen zu.
Margret strich verstohlen über die Zehen, die nur noch als kleine Stümpfe mit entzündeten Kuppen zu sehen waren. Der Schönheitschirurg hatte damals bedenklich den Kopf geschüttelt. «Das ist keine einfache Operation, Frau Schöni», hatte er gewarnt, «schmerzhaft. Und ich kann Ihnen keine Erfolgsgarantie geben.»
Doch er hatte die Füsse von Renate und Margarete operiert und ein saftiges Honorar kassiert.
Die drei Schwestern waren alle in denselben Mann verliebt gewesen: Eugen, ein Bild von einem Mann, gross, kräftig, blond. Ein Prinz. Goali des örtlichen Fussballvereins, Sohn eines reichen Bauunternehmers. Doch die jüngere, ungeliebte Stiefschwester hatte den Sieg davongetragen. Auf ihren zarten Füsschen war sie davon geschwebt und hatte den begehrtesten Junggesellen der Stadt hinter sich hergezogen, nachdem er zuerst mit den beiden Schwestern, einer nach der anderen, liiert gewesen war. Ruckedigu, Ruckedigu, Blut ist im Schuh...

Margarete lachte bitter. Seither konnte auch sie Tauben nicht mehr ausstehen.

Plötzlich stand Aschenbrödel im Raum. Ihr Gesicht war blass und unter den hübschen Augen hatte sie dunkle Ringe. Sie liess eine hastig gepackte Tasche auf den Diwan plumpsen und sagte: «Kann ich ein paar Tage hier wohnen? Ich habe mich von Eugen getrennt. Ich habe es nicht mehr ausgehalten mit ihm.»
Margarete runzelte die Stirn. «Wie kannst du nur? So einen tollen Mann.»
Renate rief empört: «Du bist auch viel zu anspruchsvoll, Aschenbrödel».

In die Augen der Mutter trat ein Funken. «Dann ist Eugen ja wieder frei.» Langsam erhob sie sich von ihrem Lehnstuhl, straffte den Rücken und streckte das Kinn nach vorn. «Höchste Zeit, dass du ein paar Pfund abspeckst, Renate. Morgen beginnen wir mit einer Nulldiät. Und du, Margarete, kauf dir endlich einen guten Büstenhalter. Es ist ja unmöglich, wie schlampig du dich kleidest, ein hübsches Mädchen wie du. Ihr müsst etwas für euer Aussehen tun.»

Seltsame Spuren

Erstaunt blickte das feige Schneiderlein auf die Schlittenspur, die in zwei parallelen Linien von der Wirtschaft «Zum goldenen Schlüssel» weg führte. Dann hatte es begriffen. Wütend ballte es die kleinen Fäuste und blickte sich mit rollenden Augen um. «Vermaledeiter Schweinehund, das sollst du mir büssen, du Dieb!»

Das feige Schneiderlein, Sie kennen es, das feige Schneiderlein, das sich später tapferes Schneiderlein nennen und sogar König werden wird. So haben es jedenfalls die beiden Schreiberlinge Gebrüder Grimm protokolliert. König wurde es, wie so oft ein dreister Dummkopf, der es versteht, seine bescheidenen Taten gross herauszustreichen und sich selber ins gute Licht zu rücken. Heute nennen sie sich nicht mehr Könige, sondern Bundesräte oder Verwaltungsratspräsidenten.

Das feige Schneiderlein lief ungläubig ein paar Schritte in den Schnee hinaus. Seine Saufkumpanen, die sich unter der offenen Schenkentüre drängelten, grölten: «Wo ist nun deine fette Gans? Wo der Wein, Aufschneider?»

Das Schneiderlein hatte von seinem Meister als Lohn für emsiges Sticheln und Säumen zu Neujahr eine fette Gans und zwei Krüge köstlichen Rebensaft erhalten, dazu auch einige süsse Leckereien. Es hatte diese Wunderwaren in einen grossen Korb verpackt auf seinem Schlitten nach Hause gezogen. Unterwegs war das Schneiderlein aber am «Goldenen Schlüssel» vorbeigekommen und hatte, wie so oft, nicht widerstehen können, auf einen

wärmenden Schluck einzukehren. Aus einem Schluck waren mehrere geworden, doch das feige Schneiderlein war nicht sehr betrunken, als es jetzt auf die Schlittenspur starrte. Natürlich sah es die Spur doppelt, aber nicht etwa vierfach, sondern in zwei klaren, parallelen Spuren. Was aber sein zunehmendes Entsetzen ausmachte, war weniger der Umstand, dass der Schlitten mit seiner wunderbaren Fracht geklaut worden war, auch nicht, dass die Saufbrüder mit Hohn und Spott nicht sparten, sondern eine Besonderheit an der Spur selbst: Tief eingekerbt war sie im Schnee deutlich zu sehen und verlor sich irgendwo in der Weite des weissen Feldes. Die Kufenrillen waren haarscharf. Es war so kalt, dass nicht mal die Schneeränder eingebrochen waren. Aber es gab keine weiteren Spuren, weder von menschlichen Fussstapfen, noch von tierischen Hufen oder Pfoten. Nun waren auch die andern aufmerksam geworden. «Der Schlitten muss verhext sein, er fährt allein», japste der krumme Müller und humpelte mit kreidebleichem Gesicht in die Wirtsstube zurück. Die andern bekreuzigten sich: «Der Leibhaftige hat den Schlitten gestohlen.» Das feige Schneiderlein stolperte der Schlittenspur entlang. Der Alkohol hatte ihm Mut verliehen: «Und wenn es Belzebub persönlich ist, ich will meine Gans zurück.» «Lass es gut sein, feiges Schneiderlein!» rief der Wirt. «Ich spendiere dir einen Schnaps zum Trost.» Aber wie von einem unsichtbaren Faden gezogen lief das feige Schneiderlein weiter. Achselzuckend schloss der Wirt die Türe und liess Kälte und hereinbrechende Dämmerung draussen.

Die seltsame Spur führte über die weite Ebene auf den

Wald zu und dann zwischen den Bäumen hindurch. Trotz Zwielicht war sie klar zu erkennen, sie schien aus sich selber zu leuchten. Und noch immer war nicht zu erkennen, was oder wer den Schlitten angetrieben oder gezogen hatte. Schlotternd und zitternd hüpfte das Schneiderlein weiter. Sein Herz klopfte bis zum Hals, aber es konnte nicht umkehren. Die Gier und der Ärger trieben es weiter. Jetzt führte die Spur zwischen den Baumstämmen hindurch immer tiefer in den Wald hinein. Von Schritt zu Schritt wurde es dunkler. Da! – dort vorne sah es ein Licht durch die Finsternis schimmern, gelb und warm. Die Spur führte direkt darauf zu. Näher, näher. Da, eine kleine Hütte. Dort musste der Dieb wohnen, der Dieb mit den übersinnlichen Fähigkeiten, der Teufel selbst, ein Zauberer, ein Dämon ...

Schlotternd vor Angst schlich sich das feige Schneiderlein zum Fenster, bereit, jederzeit zu fliehen. Vorsichtig spähte es hinein. Doch ach, ach, beinahe hätte es aufgeschrien vor Erleichterung. Drinnen war nur ein dürres altes Weiblein zu sehen, damit beschäftigt, eine Gans zu braten. Zweifellos die gestohlene Gans. Zwischendurch nahm es immer wieder einen Schluck aus des Schneiderleins Weinkrug. Augenblicklich hob sich die Stimmung des Schneiderleins. «Hohoh», sagte es laut, «gegen diese dürre Hexe werde ich aufkommen. Hohoh, die soll mir die Gans wohlfeil braten, hohoh, gegessen wird aber in meinen Magen. Kein abgenagtes Knöchlein wird die alte Schachtel bekommen». Mit diesen Worten stiess es krachend die Türe auf und stellte sich breitspurig vor die Alte. «So, hab ich dich erwischt, du Diebin. Das wirst du mir büssen. Erst brätst du mir aber meine Gans fein

braun und knusprig. Und spar nur nicht mit guter Butter und Apfelschnitzen. Aber gesoffen wird jetzt nicht mehr!» Grob riss es ihr den Krug von den Lippen. Die Alte kicherte und in ihre Augen trat ein gelbes Funkeln, das das Schneiderlein wohl hätte warnen müssen, hätte es darauf geachtet. Statt dessen setzte es sich breitspurig in einen gepolsterten Lehnstuhl vor dem Kaminfeuer und befahl: «So, los, deck den Tisch, zieh mir die Stiefel aus, wirf noch ein Holz ins Feuer und stopf mir meine Pfeife! Aber hopp hopp, sonst setzt's Hiebe.» Kichernd tat die Alte, wie das Schneiderlein befohlen hatte. Die Gans verbreitete einen herrlichen Duft und dem feigen Schneiderlein floss das Wasser im Mund zusammen. Als die Alte ein kleines Stück des Bratens abriss, um zu kosten, warf er den Stiefel nach ihr. «Untersteh dich, auch nur das kleinste Fäserchen zu klauen!» Plötzlich kam ihm eine Erinnerung. «Wie hast du es geschafft, den Schlitten hierher zu bringen, ohne eine Spur zu hinterlassen?» Wieder kicherte die Alte. «Soll ich es dem gnädigen Herrlein zeigen? Aber dann muss das gnädige Herrlein einen Augenblick hinaus kommen. Folgen Sie mir, folgen Sie mir!» Schneller, als man es dem gebrechlichen Weib zugetraut hätte, war sie zur Tür hinausgeschlüpft. Kalte Winterluft drang durch die Öffnung in die gemütliche Wärme des Stübchens. «Teufel noch einmal», fluchte das Schneiderlein und stand auf, um die Türe zu schliessen. Doch wo war die Alte? Der Mond war unterdessen aufgegangen und erhellte den kleinen Vorplatz. Neugierig trat das feige Schneiderlein auf die Schwelle und blickte sich um. Doch vor Entsetzen stellten sich seine Haare im Nacken auf. Der

Schlitten hatte sich gedreht und fuhr knirschend auf das Schneiderlein zu. Über sich hörte es kreischendes Gelächter. Schreckensbleich sah es hoch. Die alte Diebin hockte auf einem fliegenden Reisigbesen wie auf einem Pferd und zog den Schlitten an einer Schnur hinter sich her. «Eine veritable echte Hexe, das gibt es doch nur im Märchen», entfuhr es dem feigen Schneiderlein. Das war für längere Zeit sein letzter klarer Gedanke. Die Hexe hatte in der Luft gewendet und zog ihm kräftig den Besen über den Kopf.

Am frühen Morgen fand der Förster, der mit seinem Dackel unterwegs war, neben einer Schlittenspur Abdrücke von nackten Solen und eine unregelmässige Kette aus roten Tropfen. Kläffend folgte der Dackel der Spur bis zum «Goldenen Schlüssel».
Das feige Schneiderlein, von Kopf bis Fuss mit blauen Flecken übersät, geschlagen und geschunden, mit blossen Füssen und blutender Nase, hatte sich mit letzter Kraft zum «Goldenen Schlüssel» geschleppt. Dass es sich auch um Spott nicht sorgen musste, wird niemanden verwundern. Es murmelte zwar etwas von «Kampf mit vierzig Räubern», aber niemand nahm ihm das ab. Seine Niederlage bescherte ihm einen tiefgehenden Minderwertigkeitskomplex, der letztendlich auch der Grund war für seine späteren Lügengeschichten und den erschwindelten Königstitel.

Sturm

Die zwei Geschwister, Hans und Gret, galten seit dem katastrophalen Unwetter als verschollen. Es war auch wirklich ein schrecklicher Sturm gewesen, der das Holz Kilometer weit verwüstet hatte. Der Wald auf dem Hügel hinter dem Dorf sah aus wie ein Gebiss mit Kariesbefall. «Das geschieht alles wegen der Klimaveränderung, die wir Menschen mit unserem verantwortungslosen Handeln verursachen», meinte der Lehrer kopfschüttelnd. «Ihr werdet sehen, es wird immer mehr Stürme und Überschwemmungen geben. «Ach paperlapapp», sagten die Männer, «Katastrophen hat es schon immer gegeben.» Und die alten Weiber murmelten was von «Strafe Gottes.» Die verhuntzelte Frieda schlurfte durchs Dorf, betrachtete die geknickten Bäume, hörte von den verschwundenen Kindern und flüsterte: «Die Hexe ist wieder am Werk.» Da aber Frieda als verschroben galt, achtete niemand auf sie. Ein Suchtrupp wurde ausgeschickt, die Kinder zu suchen, doch als sie nirgendwo eine Spur fanden, gaben sie es bald wieder auf. Da es die Kinder eines ziemlich zweifelhaften Paares waren, (sie lebten vom Sozialamt und benahmen sich auch sonst verdächtig,) munkelte man, die Eltern hätten die zwei Kinder absichtlich verschwinden lassen.

Ja also, und wie verhielt es sich denn nun wirklich?

Hans und Gret hatten sich beim Pilze suchen wirklich etwas zu weit in den Wald gewagt und als es dann so plötz-

lich dunkel wurde, die Orientierung verloren. Schwarze Wolken waren aufgezogen und Gret fragte, mit einem sorgenvollen Blick auf den Himmel, der nur stellenweise zwischen den Baumwipfeln zu sehen war: «Haben die Wetterprognosen ein Gewitter voraus gesagt?» Hans schüttelte beklommen den Kopf. Der Sturm brach jetzt mit Gewalt los. Hans packte Grets Hand und zog sie quer durch das Unterholz, das von einem schneidenden Wind gepeitscht wurde. Mit gewaltigen Getöse ging eine gewaltige Tanne direkt hinter ihnen zu Boden und Gret blickte entsetzt auf den gezackten Strunk. Weiter, weiter! Die beiden Kindern meinten schon, ihr letztes Stündchen hätte geschlagen, als sie ein Licht durch die Dunkelheit schimmern sahen. Es entpuppte sich als Fenster eines kleinen Häuschens und auf einem tiefen Fenstersims waren auf einem Backblech Pfefferkuchen zum Auskühlen ausgelegt. Hans griff heisshungrig nach einem Stück, aber Gret riss ihn zurück. «Das darfst du doch nicht, das ist gestohlen.»

«Knusper, knusper knäuschen, wer knuspert an meinem Häuschen?» fragte eine krächzende Stimme, und Gret rief erschrocken: «Der Wind, der Wind, das himmlische Kind.» Schon wurde die Türe aufgerissen und ein altes Weib streckte ihren Kopf heraus. «Wind scheint mir doch wirklich stark untertrieben. Das ist vielmehr ein ausgewachsener Sturm. Und ob der himmlisch ist, wage ich doch stark zu bezweifeln.» Sie warf einen besorgten Blick auf die krachenden Bäume, ergriff das Blech mit den Pfefferkuchen und befahl ungeduldig: «So kommt rein, schnell! Sonst trägt uns der Sturm noch davon.»

Liebe Leserin, lieber Leser, wenn sie mir nun mit dieser unsäglich blöden Geschichte kommen, die Hexe hätte Hans gemästet und Gret zur Arbeit gezwungen, so kann ich nur den Kopf schütteln. Böse Nachrede und Vorurteile noch und noch. Natürlich steckte die Hexe Hans gerne mal ein Stück drüber hinaus zu, so dass er bald ziemlich fett wurde. Aber dass sie ihn essen wollte... Nein, wie widerwärtig doch die Phantasie der Menschen sein kann. Die Wahrheit ist, dass Gret freiwillig dort blieb und den Beruf der Wetterhexe erlernte, während Hans gelegentlich als Bäcker bei der Migros jobbte. Woher ich das weiss? – Nun, von Gret natürlich. Wir haben zusammen die Ausbildung abgeschlossen.

Anlässlich der Lesbenwoche '97 in Berlin las ich wieder einmal im RuT (Rad und Tat) an der Schillerpromenade RuT ist ein Kulturzentrum von und für behinderte Frauen, und wie so oft in der Frauen-Bewegung waren es vor allem Lesben, die das Projekt managten. Darum kommen in meinen Märchenverfremdungen, die ich damals extra für den Anlass schrieb, Lesben vor, Lesben, und natürlich auch behinderte Lesben. «Rolling Sisters: Frech, freakig, frei» hiess der Titel der Veranstaltung.

Die Wahrheit über Schneeweisschen und Rosenrot

Sie berollte einen schneeweissen Rolli. Darum nannte sie sich Schneeweisschen. Schneeweisschen war, ehrlich gesagt, ein bisschen etepetete, aber sonst durchaus in Ordnung. Sie hatte eine Schwester, die hiess Rosenrot.

Rosenrot war die robustere der beiden. Sie umgab sich aber, was zu ihren kräftigen Hüften und den roten Wangen nicht so recht passen wollte, mit allerlei Utensilien in Rosa: Küchenmaschinen, Handys. Plastic-Bébés, Schmuck... alles Rosa, Hellrosa, Dunkelrosa, Pastellrosa, Pink. Da sie gehörlos war, hörte sie zum Glück nicht, wenn sich andere, besonders Mutter und Schwester, ab-

fällig darüber äusserten. Rosenrot nahm sich natürlich auch nicht die Mühe, Lippen zu lesen. Wenn ihr etwas nicht passte, konnte sie sehr stur sein und tun, als hätte sie nichts verstanden. In der Gebärdensprache hatte sie sich einfach eine eigene Gebärde für «Rosa» erfunden, eine Gebärde, die niemand kannte, und die sie häufig gebrauchte. So wurde es natürlich sehr schwierig, sich mit Rosenrot auseinander zu setzen.
Schneeweisschen und Rosenrot wohnten mit ihrer Mutter, einer armen Witwe, in einem kleinen Häuschen am Waldesrand. Sie lebten von der Fürsorge, wie Sie sich denken können. Jeden Monat einmal kam eine Dame vom Sozialamt, um Eichelkaffe zu trinken und rosa Kuchen zu essen.

Eines Abends, in einem besonders strengen Winter, klopfte es an die Türe. Rosenrot konnte das Klopfen ja nicht hören, und die Mutter war wegen der bitteren Kälte schon zu Bett gegangen. So musste sich Schneeweisschen wohl oder übel bequemen, zur Türe zu rollen um diese zu öffnen. Als sie sah, wer draussen war, versuchte sie es mit einem kleinen Ohnmachtsanfall, aber eine tiefe Stimme brummte. «Mach kein Theater, blasses Liebchen.» Schneeweisschen wurde samt Rollstuhl beiseite geschoben, als eine riesige Bärin zur Tür hereinspazierte, pfludi-pflädi-nass. Die Bärin kuschelte sich ohne Umstände an die Zentralheizung und knurrte: «Ich muss mich etwas aufwärmen bei dieser scheiss Kälte.» Um sich nicht noch einmal eine Blösse zu geben, schimpfte Schneeweisschen eine Weile über die nassen Tatzen auf dem billigen Spannteppich. Heimlich aber

war sie fasziniert von der animalischen Ausstrahlung der Besucherin.
Den ganzen Winter hindurch besuchte die Bärin die drei Frauen in der kleinen Hütte, besonders wenn draussen übles Wetter herrschte. Bald blieb sie auch über Nacht und schlief mal bei Schneeweisschen oder Rosenrot, mal bei der Mutter. Nebenbei erwähnte sie, dass sie eigentlich eine Prinzessin sei. Eine böse Zwergin hätte sie in eine Bärin verwandelt.
Als der Frühling kam, stellte das Tier seine Besuche ein. Die drei Frauen waren sehr frustriert darüber, gestanden es sich aber nicht ein und hatten ohnehin kein Geld, um sich von einem Psychiater wieder aufbauen zu lassen. Statt in Therapie zu gehen, stritten sie häufig miteinander. Vor allem die arme Rosenrot musste daran glauben. Sie tat aber, als ob sie von den Schimpftiraden und der schlechten Laune von Mutter und Schwester nichts bemerkte, und tröstete sich selber mit einem rosaroten Meerschweinchen.

Im darauffolgenden Sommer geschah es wieder einmal, dass Schneeweisschen und Rosenrot im Wald spazieren gingen. Rosenrot schob den Rollstuhl und Schneeweisschen zeigte wo's lang gehen sollte. Da hörte Schneeweisschen in der Nähe eines Waldweihers gewaltiges Geschimpfe durchs Schilf dringen, unterbrochen von Hilferufen. In der Gebärdesprache machte sie Rosenrot darauf aufmerksam und schickte sie der Unbekannten zur Hilfe. Als Rosenrot die Schilfhalme auseinander bog, zeigte sich ihr und Schneeweisschen ein seltsames Bild. Eine Zwergin sprang schimpfend

und zeternd am Ufer hin und her. Es konnte sich nur noch um Minuten handeln, dass ein grosser Fisch sie am Zopf ins Wasser gezogen hätte. Aus einem Sack, der offen am Boden lag, glitzerte und funkelte es vor lauter Gold und Edelsteinen.

Also, liebe Damen und Damen, in der offiziellen Märchenschreibung nannte man es Gold und Edelsteine. In Wahrheit handelte es sich natürlich um Banknoten. Rosenrot, in Erwartung einer saftigen Belohnung, sprang hinzu und schnitt mit ihrer Nagelschere den grauen Zopf der Zwergin durch, so dass der Fisch mit seinem Ende im Mund in die Fluten tauchte. Statt nun aber dankbar zu sein, die neue Frisur stand ihr nämlich besser, schimpfte die Zwergin, zeigte Rosenrot das fuck-dich-Zeichen, raffte den Sack mit dem Schatz zusammen und verschwand. Rosenrot blickte ihr bedauernd nach. Da sie das Gezeter nicht hörte, meinte sie, die anzügliche Geste sei eine Einladung.

Ein paar Wochen später ereignete sich eine ähnliche Begebenheit. Diesmal hatte ein Adlerweibchen die Zwergin am Schlawittchen gepackt und lies erst von ihr ab, als Rosenrot mit dem Schweizer Sackmesser auf den grossen Vogel losging. Und wieder verschwand die Zwergin schimpfend, den Sack mit Geld hinter sich her schleppend.

Nicht nur aller guten Dinge, sondern auch aller schlechten Dinge sind drei. Diesmal war es die uns schon bekannte Bärin, die die Zwergin zwischen den

Pranken hielt. Sie holte eben zum tödliche Schlag aus, als Schneeweisschen und Rosenrot dazwischen rollten und traten. Rosenrot, die unterdessen einen Narren an dem giftigen Geschöpf gefressen hatte, warf sich auf die Zwergin und riss sie in ihre Arme. Und Schneeweisschen rief erfreut: «Ach hallo, Bärchen, wo hast du denn so lange gesteckt?»

«Lasst mich dieses Ungeziefer totschlagen», brummte die Bärin. «Diese Zwergin hat mich in dieses Biest verwandelt, wie sie auch alle anderen ex-Geliebten in Tiere verwandelt hat. Zudem hat sie uns all unsere Ersparnisse geklaut.

Rosenrot gestikulierte heftig und alle verstanden, dass sie die Zwergin für sich beanspruchte. Sehen sie, meine Damen und Damen, im Gegensatz zum Märchen endet die Geschichte in Wahrheit viel weniger brutal. Im Märchen wurde ja aus der Bärin ein Bär gemacht, der sich durch den Tod des bösen Zwerges in einen Prinzen verwandelte und Schneeweisschen heiratete. Für Rosenrot erfanden sie dann noch schnell einen Bruder des Prinzen, damit die scheinheilige Heterowelt zufrieden gestellt war.

Unsinn, Unsinn! Die Wahrheit ist märchenhafter. Nachdem sich alle ein bisschen beruhigt hatten, begaben sich Schneeweisschen und die Bärin, und Rosenrot und die Zwergin, zum Häuschen der Mutter und forderten diese auf, den Wodka-Vorrat herauszurücken. Sie tranken die ganze Nacht und lagen sich bei Morgengrauen alle fünf in den Armen. Das ist doch ein wirklich schönes Ende für diese eher alltägliche Geschichte, finden Sie nicht, liebe Damen und Damen?

Die Wahrheit über Schneewittchen

Sie kennen Schneewittchen, nicht wahr? Schneewittchen, das Girl mit der Haut, weiss wie Schnee, den Lippen, rot wie Blut und dem rassigen schwarzen Kurzhaarschnitt, schwarz wie Ebenholz. Sie kennen sie! - Ihr Vater, Herr König, ihre Stiefmutter, Frau Königin. Sie erinnern sich jetzt, nicht? Mama, Mutti oder Omi hat die Geschichte schon erzählt, als wir noch in dem Pampers lebten. Nur, liebe Damen, das muss Ihnen ja unterdessen auch klar geworden sein, dass dies alles Gruselmärchen sind, Brutalostorys. Dass die Stiefmutter Schneewittchen direkt nach dem Leben trachtete, zeugt schon von sehr übler Nachrede. Und verschonen sie mich bitte mit den grässlichen Details: Herz herrauschneiden und essen... Pfui Teufelin! Wir leben hier doch nicht bei den Kannibalen.

Schneewittchen und ihre Stiefmutter kamen nicht besonders gut miteinander aus, das wohl, aber ihr Zwist wurde von den Klatschkolumnisten gewaltig aufgebauscht. Die müssen sich ja auch irgendwie ihr Zuckerbrot verdienen. Dass aber immer die Stiefmütter daran glauben müssen, ist eine Blüte – oder wohl eher eine giftige Beere – des Patriarchats. Erinnern sie sich nur an eine ähnliche Geschichte aus der jüngeren Vergangenheit: Die unglückliche Lady Di, Kindergärtnerin, vom Prinzen geküsst... Und, liebe Damen, erinnern sie sich an die Fotos in den Bildjournalen nach ihrem frühen Tod: Stiefmutter,

böse Stiefmutter, mit hämischem Lächeln. Dagegen die richtige Mutter: traurig, verhärmt, leidend... nein und nochmals nein. Jede einigermassen vernünftige Lesbe wird ob solchem Unsinns den Kopf schütteln.
Aber nicht um die Prinzessin Diana geht es mir heute, sondern um Schneewittchen, die Wahrheit über Schneewittchen. Und nebenbei auch um die Wahrheit über Schneewittchens Stiefmutter, Frau Königin.
Die schon etwas verblühte Jill übernahm, als sie Herr König heiratete, seine vergammelte Kosmetika-Firma. Jill besass einen guten Riecher für das Geschäft. Die Firma expandierte unter ihrer Leitung weit über Grimmsland hinaus. Ihr Name, Jill Königin, war zu einer bekannten Markenbezeichnung geworden. Nicht unwesentlich zum Erfolg mitbeigetrage hat Jill Königins Zauberspiegel, ein altes Erbstück. Jeden Morgen, möglichst im Beisein von anderen Leuten, pflegte Schneewittchens Stiefmutter den Spiegel zu fragen:
«Spieglein, Spieglein an der Wand
wer ist die Schönste im ganzen Land?»
Der Spiegel war darauf programmiert zu antworten:
«Frau Königin, Ihr seit die Schönste im Lande.»

Es war also zur Tradition geworden, dass, dank der Bestätigung des Spiegels, Jill Königin jedes Jahr der begehrte Titel der Miss Grimmsland zuerkannt wurde.

Eines Tages jedoch, kurz vor der Endausscheidung zur Schönheitskönigin des Jahres, spielte Schneewittchen ihrer Stiefmutter einen üblen Streich. In einem unbeobachteten Moment manipulierte sie die Software des

Spiegels. Als nun, in Anwesenheit der hohen Juroren der Spiegel befragt wurde:
«Spieglein, Spieglein an der Wand
wer ist die Schönste im ganzen Land?»
Antwortete der nicht wie erwartet, sondern:
«Königin Jill, ich sags zu Ihrer Schande
Schneewittchen ist die Schönste im Lande.»
Niemand kann sich den Tumult vorstellen, der nun ausbrach. Die Meute der Journalisten und Paparazzi drängten sich um Jill Königin und Schneewittchen, ein Blitzlichtgewitter entlud sich über den Beiden, und das Fernsehen übertrug live. Jill Königin spie Gift, Galle und unreinen Atem. Da sie aber jahrelang behauptet hatte, der Spiegel liesse sich nicht manipulieren, musste sie wohl oder übel gute Miene zum bösen Spiel machen. Wutschnaubend, aber mit einem honigsüssen Lächeln auf den grüngeschminkten Lippen, setzte sie ihrer Nachfolgerin das Miss Grimmsland Krönlein auf die gelklebenden Haare und legte ihr die goldene Schärpe über die zerschlissene schwarze Lederjacke. Ihre Blicke indessen verhiessen nichts Gutes, so dass es Schneewittchen vorzog, bei Nacht und Nebel zu verschwinden.

Weit, weit wanderte Schneewittchen über sieben Berge. Ich meine, die Begebenheit trug sich in der Schweiz zu, dort liegen die Berge ja nur so rum. Schneewittchen wurden die Füsse in den hohen Platoschuhen schon recht schwer und sie sehnte sich von Herzen nach einem harten Drink. Hinter den sieben Bergen setzte sie sich erschöpft auf die Überbleibsel eines ausrangierten Traktors und rauchte erstmal einen kleinen Joint. Jetzt

etwas relaxt bemerkte sie zu ihrer Freude zwischen den Tannen ein Lichtlein funkeln. Neugierig ging sie nachschauen. Es war das Einbrecherabwehrlicht eines braunen Chalets. Die Story handelte also wohl wirklich in der Schweiz. Schneewittchen, nicht faul, benützte die Sohle des linken Schühchens um ein Fensterchen einzuschlagen, und schwang sich hinein.
Ihr kennt die Geschichte, ich brauche darum nicht alles genau zu erzählen. Nur das, was in den Märchenbüchern falsch wiedergegeben wurde.
Ihr erinnert Euch, Schneewittchen verhielt sich nicht gerade anständig. Und benahm sich, als wäre sie zuhause. Sie lag also schnarchend in einem der Bettchen, als die sieben kleinen Lesben zurückkamen.
«Wer ist hier eingestiegen und hat das zerbrochene Fensterglas nicht zusammengewischt?» wunderte sich die erste Lesbe.
«Wer hat von meinem Tellerchen gegessen?» fragte die Zweite.
«Wer hat mit meinem Messerchen geschnitten?» fragte die Dritte.
«Wer hat mit meinem Löffelchen geschöpft?», die Vierte.
«Wer hat mit meinem Gäbelchen gestochen?», die Fünfte.
«Wer hat von meinem Gras geraucht?», fragte die Sechste ziemlich ärgerlich und die Siebte schrie erfreut:
«Wer liegt denn da in meinem Bettchen?»

Also, meine Damen, die Geschichte mit dem Prinzen

können wir uns sparen. Sie haben ja jüngst gesehen, wie so etwas raus kommen kann. Und vielleicht behauptet gar jemand, Lady Di und Mutter Theresa… aber lassen wir das. Schneewittchen blieb also vorläufig bei den sieben kleinen Lesben und schlief jede Nacht in einem anderen Bettchen. Von daher kommt auch die irrige Meinung, alle Lesben wären promisk – alles Märchen. Ich kenne ein Paar, das lebt schon sieben Jahre zusammen, ohne dass ein Seitensprung bekannt geworden wäre. Das Letzte, was ich von Schneewittchen hörte, ist, dass sie ihre eigene Stiefmutter verführt habe, aber genaueres weiss ich nicht. Wie gesagt, vielleicht ist auch dies ein Märchen.

Die Wahrheit über ... Die kleine Meerjungfrau

Wie sie wissen, verehrte Damen und Damen, habe ich mich ein nicht unbeträchtlich langes Leben lang der Wahrheit – und nichts als der Wahrheit – verpflichtet gefühlt. In mühseligen Recherchen, Gesprächen, Interviews, mit solchen die es wissen müssen, und nicht zuletzt durch eine tüchtige Portion Frauenverstand, bin ich doch einer ganzen Reihe Geschichtenverdrehungen auf die Spur gekommen. Der Wahrheit über Schneewittchen, zum Beispiel. Erinnern Sie sich? Auch über Schneeweisschen und Rosenrot, Dornröschen, Rotkäppchen und andere berühmte Frauen, sind erstaunliche Negativmärchen im Umlauf. Die Gebrüder Grimm (wie könnte es anderes sein: zwei Männer) verstiegen sich sogar soweit, solche Geschichten würden im Volk erzählt. Nein, nein, nein.

Es wird Zeit, dass wir uns heute mal einem anderen Geschichtenverdreher zu wenden: Hans Christian Andersen. Ich muss gestehen, Damen, dass ich ihn früher geliebt habe. Andersens Märchen habe ich verschlungen, nachts unter der Bettdecke gelesen, und in meine Träume eingewoben. Die kleine Meerjungfrau hat mich zu Tränen gerührt. Aber gerade diese Story, Damen, was für ein Quatsch. Was für ein Quatsch! Sentimentales Gedusel. Wenn ich daran denke, wie ich dieses Märchen geliebt habe, dann könnte ich vor Scham erröten.

Nein, nein, nein. Kennen Sie die Geschichte? Hat doch die Frau einen praktischen und zudem wunderschönen schw... schw... Schwanz. Schwanz? Puuuh – irgendwie hat das Wort einen unguten Nebenklang. Aber warum? Schwanz! Tiere haben Schwänze, manchmal sehr prachtvolle oder weiche oder niedliche... das kann den unguten Nebenklang nicht bewirken. Was dann? Ach, lassen wir das.

Die kleine Meerjungfrau hatte also einen wunderschönen Fischschw... eine wunderschöne Fischschwenkflosse, anstelle der Füsse. Frau stelle sich vor: Keine Hühneraugen mehr, keine Hornhaut, keinen Fusspilz, keine eingewachsenen Zehennägel. Wie beneidenswert. Von den Hüften abwärts sind die Meerjungfrauen bedeckt mit stabilen und doch sehr zarten, silber glänzenden Schuppen, eine neben der anderen, die nächste Reihe etwas versetzt. Eine robuste Hülle – nein nicht aerodynamische – waterdynamische Form, auslaufend in eben diese praktische Fischschwenkflosse.

Die kleine Meerjungfrau hatte eigentlich alles, was das Herz begehrt: Sie lebt tief unter dem Wasserspiegel, in einem wunderbar funkelnden Palast. Ein prachtvoller Palast und enorm pflegeleicht – kein Putzen, kein Aufräumen. Alles wird ständig vom fliessenden Wasser durchspült. Farbige Korallen bieten bizarre Kunstwerke, feine Gräser wiegen sich in der Strömung, zarteste Quallen tanzen wundersame Reigen. Die kleine Meerjungrau kann sich Schlangen halten und Fische, ohne dass sie sie füttern muss und Kistchen putzen. Ach, ach, wie prächtig! Dazu hat sie Schwestern, Gespielinnen, Meerhexen, Nixen, Eine schöne und spannender als die

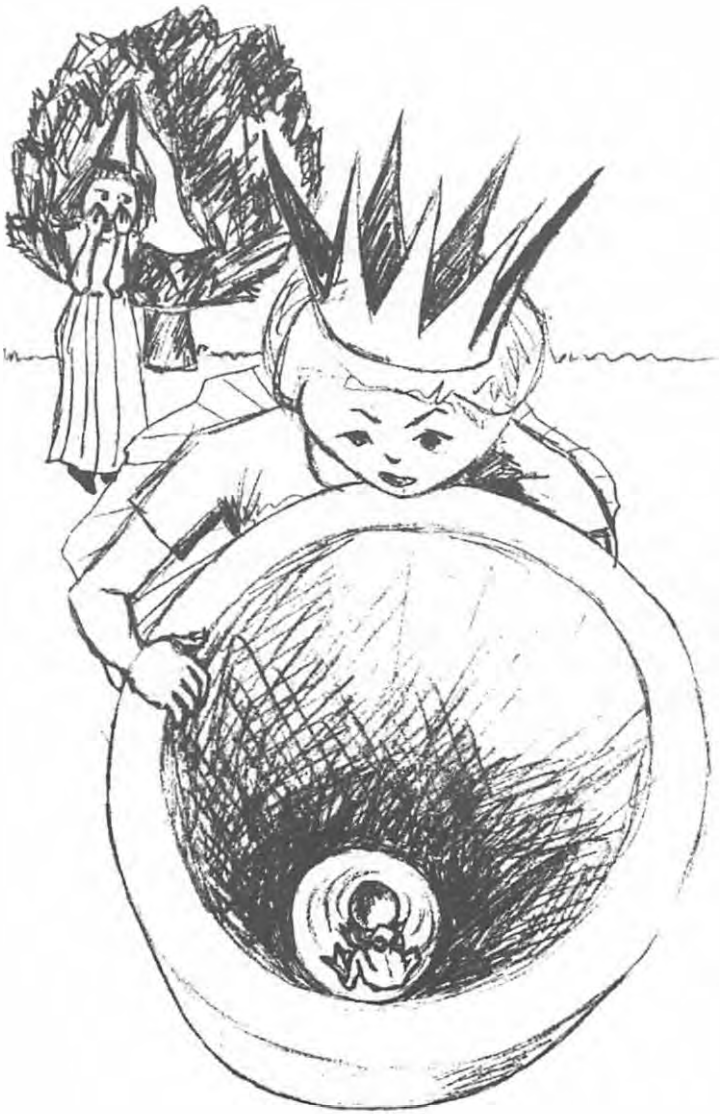
Andere. Und natürlich genügend Klatsch und Tratsch für spannende Streitereien.

Echt, Frauenherz, was willst du mehr? Und da kam doch dieser Andersen daher, und behauptete allen Ernstes, die kleine Meerjungfrau hätte dies alles aufgegeben eines Menschen-Mannes wegen. Andersen behauptet sogar, sie hätte ihre Fischschwenkflosse hergegeben und gegen ständig schmerzende Füsse eingetauscht, eine Meerhexe hätte ihr dabei geholfen... Verschwenden wir nicht die Zeit mit derlei Abstrusitäten. Die Wahrheit ist, dass eine grosse Public-Relation-Firma, die sich eine hochdotierte Jeanswerbung unter den Nagel gerissen hatte, die kleine Meerjungfrau und deren Schwester reinlegte. Die Herren versprachen, grosse Filmstars aus ihnen zu machen, wenn sie sich für eine Jeansreklame zur Verfügung stellen würden. Ehrlich gesagt, die Meeresprinzessinnen sind schon etwas – hmmm, wie soll ich sagen? – etwas unbedarft, dass sie auf so etwas hereinfallen. Meerprinzessinnen sind es einfach gewohnt, dass es alle Wesen nur gut mit ihnen meinen und darum wirken sie für unsere Begriffe oft etwas naiv. Uns Menschenfrauen könnte so etwas natürlich nicht passieren. Kennen Sie den Werbespot, Damen? Eigentlich ganz amüsant. Sehr schöne Stimmung und viele Blautöne. Die Mädchen hatten jedenfalls echt Spass an der kleinen Filmrolle. Die kleine Meerjungfrau war eine Zeitlang der grosse Star. Dass damals aber die Episode von Hans Christian Andersen und anderen Sensationsjournalisten derart aufgebauscht und verfälscht wurde... nun ja, wir Menschenfrauen sind derartiges ja gewohnt.

Und weil wir uns nun schon so schön an die Lesbenmärchen gewöhnt haben, gleich noch ein paar Oldies, die ich in den 80er-Jahren geschrieben habe.

Der Froschkönig

Es lebte einst eine hübsche Prinzessin, die spielte am liebsten mit ihrem goldenen Ball Fussball. Eines Tages aber fiel dieser in einen tiefen Brunnen. Die Prinzessin vergoss ein paar heisse Tränen, denn man soll ja seine Gefühle nicht ständig zurückdrängen, und sie hatte den Ball wirklich gemocht. Da planschte ein hässlicher Frosch aus dem Brunnen und quakte: «Wenn du mir einen Kuss gibst, bringe ich dir den Ball zurück.» Die hübsche Prinzessin sprang angeekelt davon «Igitt, Igitt, nein, du könntest dich ja in einen Prinzen verwandeln!» Gemeinsam mit ihrer Kammerzofe setzte sie den Frosch vor die Tore des Parks. Dann holten sie den Ball herauf, spielten damit zusammen und lebten mehr oder weniger glücklich bis an ihr Lebensende.



Dornröschen

Dornröschen hatte in einem Frauenworkshop das Spinnen gelernt. Aber als sie es zu Hause versuchen wollte, stach sie sich in den Finger – sie war eben ein wenig ungeschickt. Da sie kein Blut sehen konnte, fiel sie vor Schreck gleich in Ohnmacht. Ihre Freundin, Prinza, die ein echter KV war, was, wie wir wissen «kesser Vater» bedeutet, kam gerade auf dem Motorrad angebraust, einen grossen Strauss wunderbar duftender Rosen im Arm. Voller Schreck stürzte sie sich auf Dornröschen und gab ihr einen stürmischen Kuss. Dabei kratzten die Rosendornen Dornröschens zarte Haut, sie erwachte und freute sich, Prinza zu sehen. Im selben Augenblick gab in der Küche des Hauses der Koch dem Kochlehrling eine Ohrfeige, weil dieser Zucker statt Salz in die Suppe geschüttet hatte. Alles andere, was du je von dieser Geschichte gehört hast, ist Märchen, auch das mit den hundert Jahren Schlaf und ganz besonders der Schluss mit dem Prinzen.

Hannchen und Gretel

Hannchen und Gretel wurden von ihren Eltern im Walde ausgesetzt, weil die sich ihrer, ehrlich gesagt, ein bisschen schämten. Zuerst wollten die beiden ja wieder zurück in ihre Vaterwelt und streuten Steinchen, damit sie den Heimweg fänden. Nach dem zweiten frustrierenden Versuch liessen sie es aber bleiben und folgten statt dessen einem Vogel, der sie tief in den Wald führte. Als sie Hunger bekamen, fanden sie zum Glück ein Lebkuchenhäuschen, an dem sie zu knappern begannen. Leider war das Zeug hundealt. Plötzlich rief eine Stimme aus dem Häuschen: «Knusper, knusper, knäuschen, wer knuspert an meinem Häuschen?»
«Sind Hannchen und Gretel, uns knurrt der Magen, komm lieber raus, statt blöd zu fragen», antworteten die beiden, wie es sich für gut erzogene junge Damen geziemt. Da kam ein altes Weib aus dem Häuschen geschlurft, tätschelte den beiden freundlich die Wangen und kicherte: «Brav, meine Töchterchen! Endlich mal zwei, die die Wahrheit sagen und nicht was von Wind und himmlischen Kind faseln. Zur Belohnung dürft ihr jetzt bei mir bleiben und das Hexeneinmaleins lernen.» Das brauchte man den beiden nicht zweimal zu sagen; sie brachen das alte Lebkuchenhäuschen ab und verfütterten es den Vögeln. Dann bauten sie sich eine hübsche Hütte, lernten hexen und wurden berühmt.

Rotkäppchen

Rotkäppchen wollte mal wieder ihre gut Freundin, die Grossmutter, besuchen. Unterwegs begegnete sie dem Wolf. Der quatschte sie gleich auf die Softietour an: «So allein, mein schönes Fräulein? Haben Sie keine Angst vor Wölfen? Soll ich Sie ein Stücklein begleiten?« «Ich kann Karate, mein schönes Herrlein», sagte Rotkäppchen kühl und ging eilends zur Grossmutter. Dort legte sie sich zu ihr ins warme Bett, und sie erzählten einander kichernd allerlei Wolfs- und andere Horrorgeschichten. Der Wolf, der Rotkäppchen gefolgt war, heulte und jammerte vor der Türe herum, als er merkte, dass man ihn nicht brauchte. Ein Jägersmann, der des Weges kam, rief prahlerisch: «Ich muss die schwache Frau Grossmutter beschützen», hob sein Gewehr und schoss den Wolf tot. Doch bevor dieser verendete, biss er dem Jäger die Kehle durch. So war und ist es leider immer in der Geschichte: Wolf und Jäger bringen sich gegenseitig um, wenn man sie nicht daran hindert.

Es gibt zahlreiche Märchen Verfremdungen. Bei manchen geschieht die Verfremdung durch den Sprachstil. Dörnröschen in Amtsdeutsch ergibt eine grundlegend andere Geschichte als Dörnröschen als süsslicher Ärzteroman. Oft geschieht die Verfremdung aber einfach dadurch, dass man das Märchen in eine andere Zeit oder in ein anderes Milieu versetzt. Besonders Rotkäppchen bot sich immer wieder für Verfremdungen an, es gibt ganze Bücher davon. Und weil ich selber im Rollstuhl sitze, musste ich natürlich aus Rotkäppchen ein Rotstühlchen machen.

Rotstühlchen

Es war einmal ein herziges Mädchen. Das wollte nur immer in seinem roten Rollstühlchen sitzen und in keinem andern. Darum nannten es die Leute bald nur noch Rotstühlchen und vergassen seinen richtigen Namen.

Eines Tages sagte die Mutter zu Rotstühlchen: «Die Grossmutter hat telefoniert. Sie hat wieder mal ihre Brille verlegt. Kannst du zu ihr rollen und ihr helfen? Und bring ihr auch gleich diesen Wein und den Kuchen, den ich gebacken habe, damit Grossmutter etwas Stärkendes zu essen kriegt. Bleib dabei aber brav auf dem Weg. Nicht dass du den Kuchen wieder dem grossen, bösen Wolf verfütterst, wie das letzte Mal. Du bist jetzt gross und vernünftig und solltest dies nicht mehr machen.» Da das wirklich stimmte, nahm Rotstühlchen also das

Körbchen mit dem Wein und dem Kuchen vor sich auf die Knie und rollte los.

Nach der ersten Wegbiegung im Wald kam der grosse, böse Wolf hinter den Bäumen hervor und brummte: «Ich habe so Hunger. Gibst du mir etwas von deinem guten Kuchen?» «Nein», sagte Rotstühlchen. «Ich bin nun gross und vernünftig, du bekommst keinen Kuchen.»

Der grosse, böse Wolf meinte, es mache bestimmt nur Spass, und weil er sehr hungrig war, trottete er hinter dem Rollstühlchen von Rotstühlchen her bis zu Grossmutters Häuschen. Dort wollte es aber hinein rollen, ohne ihn zu beachten. Da merkte der grosse, böse Wolf, dass Rotstühlchen wirklich gross und vernünftig geworden war und das machte ihn so wütend, dass er ihm den Kuchen entreissen wollte. Bei seinem wilden Sprung verfing er sich aber mit den Zähnen in den Rollstuhlspeichen und kam nicht mehr los. Rotstühlchen fiel samt Kuchen aus dem Rollstuhl und lag schreiend am Boden. Der grosse, böse Wolf hing knurrend in den Rollstuhlspeichen und die Grossmutter tappte hilflos am Fenster hin und her und jammerte: «Kind, Kind, was ist nur geschehen? – Wenn ich nur meine Brille finden könnte!»

Da kam zum Glück ein schmucker Bursche des Weges. Er hob Rotstühlchen vom Boden auf und trugen es ins Haus, fand die Brille der Grossmutter und half Kuchen essen und Wein trinken.

Den grossen, bösen Wolf liessen sie zur Strafe noch ein bisschen in den Rollstuhlspeichen hängen. Aber mit dem Rest des Kuchens und des Weines zähmten sie den Wolf, so dass ihn Rotstühlchen vor sein rotes Rollstühlchen spannen konnte.

Da waren nun beide zufrieden. Rotstühlchen war nicht mehr allein und brauchte nicht selber zu fahren, und der Wolf bekam überall von den Leuten etwas zu essen und Süssigkeiten in Mengen.

Damit Rotstühlchen mit der behinderten Thematik nicht so allein steht, wollte ich noch zwei oder drei weitere Verfremdungen dazu schreiben. Welches Märchen würde sich eigenen? Rumpelstilzchen? Diese Figur hat mir immer leid getan und ich nahm mir vor, daraus eine durch und durch positive behinderte Gestalt zu machen. Doch oh weh, Rumpelstilzchen gelang wieder bitterböse. Und dies zum Abschluss der Sammlung!

Rumpelstilzchen

Herr Müllers Leben war eher so grau in grau-weiss. Seit Jahren lebte er als kleiner Angestellter einer etwas heruntergekommenen Fabrik. Seine Aufgaben waren nicht sehr spannend und bestanden im Wesentlichen in der Bedienung und Wartung der Maschinen, die Korn zu Mehl verarbeiteten. Tag für Tag, Jahr für Jahr. Seine Haut war grau geworden vom Mehlstaub und seine Haare vom Alltag. Das Einzige, das Herrn Müllers Leben Farbe verlieh, war seine hübsche Tochter Margerite. Seine Frau war früh gestorben. Herr Müller hatte Margerite allein gross gezogen und sie auf die besten Schulen geschickt, eine Investition, die er zurückzuholen gedachte. Bei einer günstigen Gelegenheit ging er unter einem Vorwand ins Büro seines Chefs, Direktor König, und erwähnte beiläufig die Vorzüge seiner fabelhaften Tochter. Herr Direktor König zeigte sich nicht sonderlich interessiert, als Herr Müller die Schönheit seiner Tochter pries. Als dieser aber prahlte: «Das Mädchen ist Gold wert, was

sag ich, bares Geld wert», horchte er auf.
«Wie das, Herr Müller?»
«Ach, sie hat einfach ein Händchen für Finanzielles, kann buchstäblich Stroh zu Gold machen», murmelte Müller im Hinausgehen. Nun war Direktor Königs Interesse erwacht. «Stroh zu Gold, sieh an, sieh an. Ach, übrigens, Herr Müller, bringen Sie Ihr Fräulein Tochter doch einmal mit. Schliesslich sind Sie einer unserer ältesten, geschätztesten Mitarbeiter. Da ist es doch an der Zeit, dass man auch mal die Angehörigen kennenlernt.»
Herr Müller brachte seine Tochter mit, die zwar kein grosses Interesse für die Belange der Firma zeigte, dafür um so mehr für alles, was Herrn Direktor König betraf. Auch dieser war nicht abgeneigt, sich der schönen Maid zu ergeben. «Ich freue mich ja so, Sie endlich kennenzulernen», säuselte er berechnend, und es sollte nicht lange dauern, bis er sie in seinem Bett und gleich darauf vor dem Computer der Chefsekretärin hatte. «So, nun zeig uns mal, was du kannst», sagte er mit einem drohenden Unterton. «Ich habe Frau Anna in die Administration versetzt, damit du hier deine Talente entfalten kannst, mit denen dein Vater so lauthals prahlt. Etwas Aufschwung könnte die Firma gebrauchen.»

So sass sie nun hinter ihrem Computer und tippte immer, wenn Direktor König den Kopf hereinstreckte mit rotlackierten Nägeln an spitzen Fingern auf den Tasten herum. «Gut, mein Täubchen», nickte Herr Direktor König und verschwand wieder. Aber Margerite hatte keine Ahnung von Werbemanagement, keine Ahnung

von Import und Export, keine Ahnung von Dividenden und Aktien, und die Vorgänge an der Börse waren ihr Böhmische Dörfer. Sie hatte nur die nötigsten Kenntnisse in Textverarbeitung. Innert weniger Stunden hatte sie ein heilloses Durcheinander angerichtet.
Der Prokurist war ein kleiner, magerer Mensch, der einen Buckel auf dem Rücken wie eine zu schwere Last trug. Das einzig Schöne an ihm waren die eigenartigen, goldgesprenkelten Augen. Rumpelstilzchen nannten ihn seine wenigen Freunde, und die Mitarbeiter der Mehl GmbH hatten es so übernommen. Rumpelstilzchen tat, als sei der Name eine Ehrung und lachte selber am lautesten darüber.

«Hören Sie auf, um Himmelswillen. Sie bringen unser ganzes System zum Abstürzen», schrie eine wütende Stimme. Rumpelstilzchen stürzte in das Büro von Fräulein Müller und riss ihr die Tastatur unter den Händen weg. Sein Gesicht war rot vor Zorn. «Sehen Sie mal, was Sie angerichtet haben». Der Bildschirm war schwarz und aus der Festplatte knirschte es unangenehm. «Ich habe mich schon den ganzen Morgen gewundert, welcher Idiot im Firmensystem herum stümpert. Dass es die neue Chefsekretärin höchstpersönlich ist, finde ich schon ein starkes Stück. Wenn ich das dem Herrn Direktor erzähle, sind Sie Ihren Job los. Nun, mit solchen Fingernägeln kann man auch nicht arbeiten.» Rumpelstilzchen lächelte schadenfroh, doch als nun Margerite an seine Brust sank und heftig zu schluchzen begann, wechselte seine Miene zur hilflosen Verlegenheit. «Na, na, na, so schlimm wird es doch nicht sein», meinte er

beruhigend und tätschelte unsicher Margerites angenehm gerundeten Rücken.
«Natürlich ist es schlimm, total schlimm! Herr Direktor König darf bis Freitag nicht merken, dass ich von diesen blöden Computern nichts verstehe.»
«Warum denn bis Freitag?» fragte Rumpelstilzchen erstaunt und tätschelte etwas weiter unten.
«Weil er versprochen hat, Freitags mit mir auszugehen. Bei einem romantischen Essen werde ich ihn schon dazu bringen, mir das Eheversprechen zu geben. Und wenn ich das erst mal habe, kann mir der blöde Job gestohlen bleiben.» Wieder heulte Margerite los. «Ach, mein Vater bringt mich um, wenn er erfährt, dass ich alles vermasselt habe». Verstohlen zog sie ihren kurzen Rock etwas höher, so dass Rumpelstilzchens tätschelnde Hände automatisch auf warmen Schenkeln landeten. Er liess sie dort.
«Was gibst du mir, wenn ich die Sache in Ordnung bringe?» fragt er lauernd. Margerite zuckte hilflos die Schultern und streckte ihm ihre grossen Brüste, deren Brustwarzen wie Cocktailkirschen gegen das enge T-Shirt drückten, vor die Nase. «Ich habe doch nichts. Mein Vater ist ein einfacher Arbeiter, was soll ich dir denn versprechen?»
«Deinen ersten Sohn», sagte Rumpelstilzchen hart.

In den nächsten Tagen schien die neue Chefsekretärin hart zu arbeiten. Immer, wenn Herr Direktor König seinen Kopf in ihr Büro streckte, komplimentierte sie ihn freundlich lächelnd hinaus: «Lass mich, ich habe gerade eine wichtige Arbeit zu erledigen. Warte es nur ab.»

Am Freitag liess er sich nicht mehr zurückhalten. Er umarmte sie strahlend. «Du bist wirklich dein Geld wert, mein Täubchen. Das Werbekonzept, das mir Herr Meier in deinem Namen vorgelegt hat, ist bestechend, und der Trick, die älteren Mitarbeiter auf halben Lohn zu setzen, genial. Auch die kleine Manipulation an der Buchhaltung zeugt von Geldverstand. Heute gehen wir gross essen und feiern deinen Erfolg. Heute kannst du dir wünschen, was du willst.» Margerite legte Herrn Direktor König die weichen Arme um den Hals und flüsterte in sein behaartes Ohr: «Ich weiss schon, was ich mir wünsche, geliebtes Dickerchen.»

Die Hochzeit wurde mit grossem Pomp gefeiert. Herr Müller war nicht eingeladen. Für die Angestellten gab es in der Kantine ein kleines Apéro. «Sie schämt sich meiner», lallte Herr Müller und prostete Rumpelstilzchen zu, «meine feine Tochter schämt sich meiner. Und wem hat sie den Aufstieg zu verdanken, hä, wem? Mir. Mir. Ohne mich wäre sie nichts weiter als eine schäbige kleine Müllerin, das können Sie mir glauben, Herr Meier.»
Rumpelstilzchen hob sein Glas. In seinen schönen Augen glomm ein spöttischer Funke. «In der Welt ist mehr Schein als Sein.»
«Hä?» fragte Herr Müller und wandte sich schwankend ab. «Komischer Kauz.»

Das Ehepaar König begab sich gleich auf eine längere Hochzeitsreise. Nach ihrer Rückkehr war Margerite nicht mehr in der Mehl GmBH zu sehen. Bald gebar

Ursula Eggli

Die Autorin und Behindertenpolitikerin, lebt in Bern. Das folgende Selbstporträt ist der Bibliographie der «Berner Schriftstellerinnen und Schriftsteller», Bern 1997, entnommen.

Als was würde ich mich am liebsten vorstellen? Vielleicht als Freakfee, «d'Fee-mit-dä-vier-Rädli-am Füdli», wie es bei den Kindern heißt: alt, grauhaarig, etwas schrullig, wirft Klischees und Vorstellungen über den Haufen. Ja, als dies sehe ich mich auch: durch die blosse Existenz ein Fragezeichen zu sein, eine Infragestellung, bei den Schreibenden, in der Frauenbewegung... Behinderte Frau... Schriftstellerin? Lesbe? Feministin? Die Begriffe passen nicht zum Bild der hilfsbedürftigen Behinderten. Hie und da erleb ich mich als Kassandra. Welch Schreibende fühlt sich nicht verwandt mit jener erfolglos Warnenden? Manchmal wäre ich gern eine Hexe, im Geheimen, unerkannt, denn das entsprechende Feuer fürchte ich wie alle sich erinnernden Frauen. Und in solchen Momenten der Angst wünsche ich mir, selber Feuer zu sein, oder Wasser, oder Luft: eins mit den Naturmächten...

Eva Styner

wurde 1956 in Bern geboren. Sie studierte Biologie und schloss ihr Studium mit einer Arbeit in Botanik ab.
1985 zog sie nach Paris, wo sie als selbstständige Illustratorin für verschiedene Zeitschriften, Verlage und Museen in Paris und in der Schweiz arbeitete. Später folgte ein 3-jähriger Aufenthalt in der Provence. Während dieser Zeit stand die freie Malerei im Vordergrund.
Seit 1996 lebt Eva Styner wieder in der Schweiz.

Soeben erschienen:

Zu diesem Buch

Bis Pia acht war, hatten die Menschen von ihr nur das äussere Bild einer Puppe in einem Rollstuhl, deren Mimik nicht den Umständen entsprach, deren Hände sich in ständiger zitternder Bewegung befanden. Nur die Mutter vermutete, dass da mehr war als eine hübsche Hülle. Doch erst durch das Einsetzen von gestützter Kommunikation erhielt Pia Schmidt endlich die Möglichkeit, mit der Aussenwelt Kontakt aufzunehmen. Gestützte Kommunikation ist eine Methode, schwerstbehinderten Menschen durch behutsames Stützen der Hand oder des Armes Schreiben zu ermöglichen oder das Zeigen von Buchstaben auf einer Tafel. In einem Briefwechsel mit der Schriftstellerin und Behinderten-Aktivistin Ursula Eggli, die ebenfalls ihr Leben im Rollstuhl verbringt, vermittelt uns Pia, wie eingekerkert und hilflos sie sich oft in ihrem Körper fühlt. Wir erfahren aber auch vom Alltag der beiden ungleichen Frauen, Pia an der Schwelle zum Erwachsen werden und Ursula im Grossmutteralter.

Weitere Bücher von Ursula Eggli:

Elen-Ohr: Elen-Ohr, 31 Elefanten-Geschichten
Elefanten faszinieren die Menschen, Kinder lieben die intelligenten Dickhäuter. In diesem Buch gibt es für jeden Tag eines Monats eine fröhliche, spannende und lustige Gute-Nacht-Geschichte. Illustriert hat die Geschichten der behinderte, deutsche Liedermacher Kai-Malte Fischer.

Elen-Ohr-Kassette: Höspiele von Radio DRS
Von den Abenteuern des unsichtbaren Elefäntchens Elen-Ohr und seinem Freund Hum-Ohr.

Herz im Korsett: Tagebuch einer Behinderten
Ursula Eggli erzählt aus ihrem Leben. Ein immer noch aktueller Longseller (Zytglogge-Verlag 1977).

Die Zärtlichkeit des Sonntagsbratens: Eine Familiengeschichte.
Die Geschwister Eggli, nicht nur zärtlich, aber interessant und mitreissend. Ein Tagebuch in Zusammenarbeit mit ihren Brüdern, dem nichtbehinderten Gastrokritiker, Daniel Eggli (gestorben 2001) und dem behinderten Bruder Christoph Eggli.

Freakgeschichten:
Heiter schrullige Geschichten für Kinder, geeignet, ihnen das Thema Aussenseiter näher zu bringen und für Erwachsene, die verstehen zwischen den Zeilen zu lesen. Mit Zeichnungen der Autorin.

Ralph und Luc im Freakland: Bilderbuch
Zwei behinderte Jungs erleben eine Welt, in der sie Helden sind.

Fortschritt in Grimmsland: Märchen für Mädchen und Frauen
Die moderne Hexe Ri-Ta macht sich auf ihrem Hexenbesen auf dem Weg zu ihrer Freundin, der Fee mit den vier Rädern am Hintern. Begleitet wird sie von der «kleinen Hexe», einer bekannten Kinderbuchgestalt von Otfired Preussler.

Bestellung:

«Elen-Ohr»	17 €	CHF 28.00
«Elen-Ohr» (Kassette)	10 €	CHF 15.00
«Herz im Korsett»	10 €	CHF 15.00
«Die Zärtlichkeit des Sonntagsbratens»	17 €	CHF 28.00
«Freakgeschichten»	7 €	CHF 12.00
«Ralph und Luc im Freakland»	12 €	CHF 20.00
«Fortschritt in Grimmsland»	7 €	CHF 12.00
«Ein Hallo aus der Glasglocke»	12 €	CHF 18.00
«Schneeweisschen ganz cool...»	7 €	CHF 12.00

Die Bücher können bestellt werden bei:
Ursula Eggli, Wangenstrasse 27, CH-3018 Bern

. . . Freakland ist ein ebenes, wunderbares land in irgendwo, nahe bei überall. Seine bewohner leben im rollstuhl, haben fehlende glieder, sind idioten oder schwul, zu dick oder zu dünn. - NORMAL sind sie jedenfalls nicht und "normal" ist auch in freakland das schlimmste schimpfwort . . .

Heiter schrullige Geschichten für Kinder, geeignet, ihnen das Thema "Aussenseiter" näherzubringen, oder für Erwachsene, die verstehen, zwischen den Zeilen zu lesen.
"Freakgeschichten" ist eine Neuauflage, ergänzt mit neuen sa-tierischen Geschichten und neuen Zeichnungen der Autorin.

Ursula Eggli, 1944 in der Schweiz geboren, ist körperbehindert und in der Behinderten- und Frauenbewegung aktiv.

1977 veröffentlichte sie im Zytglogge Verlag Bern ihr erstes Buch "Herz im Korsett", Tagebuch einer Behinderten, das in Deutschland und in der Schweiz grosse Beachtung fand.

Bekannt wurde Ursula Eggli auch durch die Mitarbeit am Film "Behinderte Liebe", durch das Hörspiel "d'Anita chunnt" und zahlreiche weitere Publikationen, z. B. "Fortschritt in Grimmsland", "Das Kind".

RIURS Eigenverlag, Wangenstr. 27, CH – 3018 Bern
ISBN-Nr. 3-905490-02-5 Fr. 12,- / € 7,-